

Für eine deutsche Kulturgeschichte des Fremden

Ich stamme von der Goldküste. Darüber, wie ich eingefangen wurde, bin ich auf fremde Berichte angewiesen. Eine Jagdexpedition der Firma Hagenbeck [...] lag im Ufergebüsch auf dem Anstand, als ich am Abend inmitten eines Rudels zur Tränke lief. Man schoß; ich war der einzige, der getroffen wurde; ich bekam zwei Schüsse. [. . .] Nach jenen Schüssen erwachte ich - und hier beginnt allmählich meine eigene Erinnerung - in einem Käfig im Zwischendeck des Hagenbeck'schen Dampfers. Es war kein vierwandiger Gitterkäfig; vielmehr waren nur drei Wände an einer Kiste festgemacht; die Kiste also bildete die vierte Wand. Das Ganze war zu niedrig zum Aufrechtstehen und zu schmal zum Niedersitzen. Ich hockte deshalb mit eingebogenen, ewig zitternden Knien, und zwar, da ich zunächst wahrscheinlich niemanden sehen und immer nur im Dunkel sein wollte, zur Kiste gewendet, während sich mir hinten die Gitterstäbe ins Fleisch einschnitten. Man hält eine solche Verwahrung wilder Tiere in der allerersten Zeit für vorteilhaft, und ich kann heute nach meiner Erfahrung nicht leugnen, daß dies im menschlichen Sinn tatsächlich der Fall ist. Daran dachte ich aber damals nicht. Ich war zum erstenmal in meinem Leben ohne Ausweg ...¹

Wer die unbewußte Vorgeschichte der eigenen Identitätsbildung erfahren will, ist auf fremde Berichte angewiesen. Das gilt für den auf einem Hagenbeck'schen Dampfer gefangenen Menschenaffen, erst recht aber für jene, die mit diesem überseeischen Beutegut ein Stück ihrer selbst eingefangen zu haben glauben. Man könne den Tiergeschichten Kafkas, so bemerkte Walter Benjamin, »eine gute Weile folgen ohne überhaupt wahrzunehmen, daß es sich hier gar nicht um Menschen handelt.« Soweit entspricht dieser Eindruck dem in der Fabel und anderen lehrhaften Erzählformen bewährten Verfahren der verfremdenden Einkleidung menschlich-allzumenschlicher Verhaltensmuster. Um diese sichtbar hervortreten zu lassen, bedarf darf es der überlistung eingespielter Wahrnehmungs- und Verdrängungsmechanismen. Doch geht der Grad an Verfremdung, den die Szenarien Kafkas hervorrufen, über List und Kalkül effektvoller Kontraste hinaus. Aus seinen Geschichten erwacht man »mit einem Chock«, so Benjamin, »und merkt mit einem Mal, daß man vom Kontinent des Menschen schon weit entfernt ist.«² Diesen Schock löst, unter der Maske und Rollensprache des Tiers kaum verborgen, die Begegnung mit dem Fremden aus, in welcher - und darin liegt das Schockierende - stets auch eine Selbstbegegnung stattfindet: mit den Taten und Folgen des europäischen Kolonialismus, mit dem unentwegten Begehren nach dem ganz Anderen und dem ebenso starken Impuls seiner Überführung in die eigene Wissensordnung und Sinnwelt. Franz Kafkas 1917 entstandene Erzählung Ein Bericht für eine Akademie nährt keineswegs die Illusion, im Auftritt des domestizierten Affen Rotpeter könnte - bei entsprechend gutwilliger Bereitschaft des akademischen Publikums - der oder das Fremde selbst zu Wort kommen. In den Brennpunkt der Aufmerksamkeit rücken mit dem bestaunten Affen zugleich seine menschlichen Peiniger und Bewunderer, ihre Beutezüge und Schaustellungen - kurzum,

¹ Franz Kafka: Ein Bericht für eine Akademie (1917). Gesammelte Werke, hg. von Hans-Gerd Koch. Frankfurt/Mo 1994. Bd. 1, 237.

² Walter Benjamin: Gesammelte Schriften. Frankfurt/M. 1972ff., Bd. II/2, 680 f.; vgl. VI, 433.

die Auftrittsbedingungen des Fremden. Der Käfig, in dem das an der westafrikanischen Goldküste zur Strecke gebrachte Tier seine Überfahrt nach Europa antritt, ist ein Medium der kulturellen Übersetzung; in seiner räumlichen Anordnung erweist er sich als die exakte Umstülpung des klassischen Guckkasten-Theaters. Auf der Schaubühne ist das Spielfeld nach drei Seiten geschlossen wie ein Zimmer, an der Stelle der vierten Wand aber befinden sich, den agierenden Schauspielern scheinbar gar nicht bewußt, der Theatersaal und die Zuschauer. Die Zurichtung des Bühnengeschehens für die Augen und Ohren des Publikums bleibt innerhalb der theatralischen Fiktion den handelnden Darstellern entzogen. Anders im Falle des gefangenen Menschenaffen. Sein Käfig besitzt nur eine massive Wand, nach den drei anderen Seiten ist er durchlässig für die Blicke der Menschen. Obwohl ihm die Metallstäbe ins ohnehin schon verwundete Fleisch schneiden, wendet sich der Gefangene beharrlich der vierten Seite zu, einer Holzkiste. Diese Abkehr ist ohne Ausweg. Der tierischen Physis ist die Überquerung der Barriere verwehrt, nicht aber dem sprichwörtlichen Vermögen der äffischen Mimesis. Irgendwann wird er, aus nüchterner Überlegung, den ersten Schritt tun und sich der Bordbesatzung zeigen. Alles weitere, die gestische Imitation der Matrosen, der erste Schluck aus der Rumflasche, der wiederum den ersten »menschlichen« Sprachlaut aus der Kehle des Tieres hervorlockt, sind gewaltsame Folgen des Entschlusses, unter den Menschen als ihr vertraut-fremdes Alter ego aufzutreten - und zu überleben. Als Menschenaffe hat das Tier in Afrika die Überfahrt angetreten, als vermenschlichter Affe wird der Schausteller die Passage im Hamburger Hafen beenden. War im homerischen Epos einst der Heimkehrer Odysseus an seiner alten Narbe am Oberschenkel wiederzuerkennen, so markiert beim assimilierten Exoten die bleibende Wunde im Unterleib, die Schußnarbe, ein Trauma der Differenz. Unter dem Namen Rotpeter ist er auf allen großen Varietebühnen zuhause, daß heißt: seiner Natur und Herkunft entfremdet, unter dem Blick der Europäer zum Fremden geworden. Ein Wunder der Zivilisation, das es wert ist, dem gelehrten Sachverstand einer Akademie vorgelegt zu werden

11

Die Rückzugsgebiete des Fremden haben sich dramatisch verringert. Keine weißen Flecken mehr weist die Weltkarte auf, von dunklen Kontinenten keine Rede. Und dennoch gab es noch nie so viel an imaginiertes und auch tatsächlich erfahrbarer Fremdheit wie ausgerechnet im Zeitalter einer scheinbar grenzenlosen, uniformen Verwestlichung. In der Epoche seit Ende des Zweiten Weltkriegs haben exponentiell ansteigende weltweite Reiseaktivitäten, Migrationsbewegungen und Kommunikationsnetze das Fremde überall aufgespürt, entzaubert oder vertrieben. Zugleich aber wachsen die Begegnungen mit Erscheinungsformen kultureller Fremdheit derart, daß Kultur selbst inzwischen, und mit durchaus guten Gründen, als ein synkretistischer Modus der Ermöglichung und Verarbeitung von Fremdkontakten verstanden werden kann.³ Nicht zufällig vollzog sich der Eintritt in das Zeitalter globaler Mobilität synchron mit den teils revolutionären, teils evolutionären Prozessen der Entkolonialisierung,

³ Der postkoloniale Theoretiker Homi Bhabha legt Wert darauf, den Ort des Kulturellen selbst als Zwischenzone oder Übergangsraum differenter Herkünfte, Ethnien, Lebensweisen zu denken; so gesehen haftet den Konzepten von Inter- oder Multikulturalität eine gewisse Redundanz an (Bhabha 1994). ⁴ Das Spannungsfeld von Globalisierung und »culturalism«, verstanden als »conscious mobilization of cultural differences in the service of a larger national or transnational politics«, untersucht Appadurai 1996, 15. ⁵ »Nicht die Fremden, sondern der Mangel an Fremdheit, nicht die Anderen, sondern die Nivellierung der Alterität sind bedrohlich« (Schütze 2000, 18 f.).

von denen unterschiedlichste Weltregionen, Nationen und Akteure in mehreren Schüben erfaßt wurden. Mit der Aufkündigung manifester Kolonialverhältnisse wurden die sie flankierenden politischen Machtstrukturen in die Latenz zurückgedrängt, ökonomische Abhängigkeiten dagegen noch deutlicher sichtbar. Definitiv beseitigt hat die »globalisierte« Weltordnung sowohl die Rollenfiktion des unbeteiligten Beobachters wie die des neutralen Schiedsrichters oder fairen Maklers. Nach dem Ende der Ost-WestSpaltung und ihrer binären Logik der Systemkonkurrenz erweist sich: Zur schönen neuen Welt und ihren global players existiert kein Außen mehr. Der Andere, der Fremde wird zum kontingenten Merkmalsträger einer relationalen (und jeweils relativierbaren) Binnendifferenz. Im world wide web eines ubiquitären und egalitären westlichen Lebensstils, so die Befürchtungen, droht eine nie gekannte Nivellierung regionaler Eigenarten und kultureller Diversität.⁴ In diesem Raisonement äußert sich ein wachsendes Bedürfnis nach Distinktion und Differenz, das aus den gesteigerten Aufmerksamkeitswerten für alle Zeichen des Fremden immer neue Anreize bezieht; in den Künsten und Wissenschaften, auf dem Markt der Güter und Lebensstile.⁵ Oft erzeugen die interkulturellen Vergleichsmöglichkeiten erst jene Unterschiede, die sie vermeintlich einzuebnen im Begriff stehen. Paradox formuliert, bemißt sich die zeitgemäße Instrumentalisierung des Fremden just daran, wie sehr es auch ästhetisch zu dem geworden ist, was es der Sache nach immer schon war: Synonym des Unverfügbaren. Das Fremde ist die kulturelle Ressource der Moderne schlechthin. An definitorischen Festschreibungen kultureller Identität herrschte im vergangenen Jahrhundert wahrlich kein Mangel, gerade angesichts ihrer wachsenden Instabilität. Denn ob diese >unverbrüchlichen< Wesenheiten nun religiös, ethnisch, nationalgeschichtlich oder ökonomisch konturiert wurden, das Verbindende und Verlässliche an ihnen war einzig die mit immer kürzeren Halbwertszeiten gewährte Grenzziehung gegenüber dem Fremden. Das Zusammenspiel von Inklusion und Exklusion, von Selbstaffirmation und Krisenerfahrung verdankt seine Energie nicht den reklamierten Positionen, sondern dem dynamischen, kaum fixierbaren Ort der kulturellen Differenz. Modernität, nicht im epochalen, sondern im prozessualen Sinne gefaßt, bedeutet Ent-Selbstverständlichung. Und die je erneute, unablässige Verständigung über das, was sich nicht mehr von selbst versteht. Weiter zurückgreifend, ist die gesamte Geschichte der Neuzeit nach Kolumbus durch die Bedeutung des Kontaktes mit fremden Welten markiert. Das Neue »entdecken« und ihm altvertraute Gewänder anlegen sind eins. Die Ambivalenz dieses epistemologischen Einschnitts haben Tzvetan Todorov (1985) und Stephen Greenblatt (1994) auf neue Weise hervortreten lassen; mit ihren Studien begann, auch im Hinblick auf das zwiespältige Datum des fünfhundertjährigen Amerika-Jubiläums, ein Neuaufschwung kulturwissenschaftlicher Fremdeforschung am Ausgang des zwanzigsten Jahrhunderts. Zu den nachhaltigen Erschütterungen seit dem Zeitalter der Entdeckungen gehören einerseits der ethnographische Schock über die verschobenen Grenzen des Menschseins, zum anderen die Folgen und Rückstoßeffekte des europäischen Kolonialismus, etwa durch Krankheiten, Armut und Krieg. Von seinen abenteuerlichen, gewaltsamen Ausgriffen auf überseeische Gebiete und ihre Bewohner blieb Westeuropa selbst nicht unberührt. In Daniel Defoes Robinson Crusoe von 1719, einem Grundbuch der neuzeitlichen Globalisierung, gibt es eine Schlüsselszene des tiefsten, bebenden Entsetzens. Es ist der Moment, in dem der gestrandete Selbsthelfer Robinson nach Jahrzehnten der Einsiedlerexistenz auf seiner Insel im Südatlantik feststellen muß, nicht allein zu sein. Er bewegte sich auf dem vermeintlich einsamen Eiland

als selbstverständlicher Herr im Hause - bis ihn eines Tages die Entdeckung einer fremden menschlichen Fußspur eines anderen belehrt. Die nach gerade erstaunliche Fiktion des europäischen Kolonialismus, überall auf der Welt herrenlose Gebiete in Besitz nehmen zu können, verrät sich in dem Augenblick tiefsten Erschreckens. » The horror, the horror« - drei Jahrhunderte später durchbebt bei diesen letzten Worten aus Joseph Conrads Heart of Darkness den ins tiefste Afrika verstrickten Neu-Barbaren Kurtz ein nicht minder grundstürzendes Entsetzen. Die Schreckenserfahrung, obwohl sie ästhetisch mit dem Fremden assoziiert ist, rührt von der grenzenlosen Gewaltherrschaft des sich selbst unheimlich gewordenen weißen Mannes. Was dem vor Ort agierenden kolonialen Usurpator in den Bildern und Zeichen des Fremden begegnet, ist die entstellte Gestalt seiner selbst. Aus dem unbedenklichen Export des eurozentrischen Blicks in den >Rest< der Welt gingen freilich auch Erfahrungen hervor, die solcher Hybris und Dramatik ein Ende bereiteten. Die wechselseitige Assimilation oder vielmehr der Eintritt in eine mimetische Interaktion beginnt, so lernt der Affe im Hagenbeckschen Käfig, mit der Gewißheit, keinen anderen Ausweg mehr zu haben. Mimesis als magische Beziehung, Erlebniswert und Reproduktionstechnik: Nicht ein regressives, sondern ein genuin modernes Sensorium der Ethnologie liest Michael Taussig aus Benjamins Gedanken über das »mimetische Vermögen« heraus; und dies eben nicht nur auf Seiten des weißen Mannes, der die natives beschriftet und bebildet.⁴ Im postkolonialen Zeitalter sind Schrift- und Bildkultur, technisch implementiert, politisch umkehrbar geworden: die counter-Strategien des writing back und viewing back. Doch fungieren »Entfremdung« und »Verfremdung« bereits als diagnostische oder programmatische Schlagworte auf der Agenda der Moderne. Es ist der Blick in den Spiegel, der Alteritätskrisen produziert. In den Zeichenordnungen des zwanzigsten Jahrhunderts hat die kulturelle Produktion solche intrinsischen Risse und Spaltungen immer

wieder entstehen lassen und zu reflektieren gewußt, mit denen es einer Gesellschaft gelingt, sich selbst fremd zu werden. Wer auch immer an der Geschichte des Fremden mitschreibt, ist nicht Erfinder oder Entdecker, sondern lediglich Nutznießer dieser Umstände. Und einer methodischen Konjunktur jener Art von Fragestellungen, die nicht auf strikt umgrenzte Epochen, Gattungen und ihre sozialen Träger zielen, sondern auf die Kategorie des »Beziehungssinns«. Unzweifelhaft hat das historiographische und theoriegeleitete Interesse am Fremden durch den cultural turn in den Geisteswissenschaften einen Aufschwung erhalten.⁵ Entgegen mancher Bedenken steht wohl nicht zu befürchten, daß den institutionell etablierten Fachdisziplinen wie etwa der Germanistik, aus der das hier vorgelegte Unternehmen den Hauptanteil seiner Arbeitskräfte bezieht, bei solchen Dehn- und Lockerungsübungen die Gegenstände abhanden kämen. Ganz im Gegenteil sehen sich die Literatur- und Geschichtswissenschaften mit einer beispiellosen Themenvielfalt und Materialfülle konfrontiert. Angesichts des embarras de richesse kulturwissenschaftlich ergiebiger Fragestellungen setzen Lehrveranstaltungen oder Sammelbände zuweilen auf die

⁴ Zur kulturanalytischen Wiederbelebung des Konzepts der Mimesis vgl. Taussig 1997; zum methodischen Konzept einer polyphonen Ethnographie: Strecker 1995.

⁵ Zum Begriff und seinen methodischen Implikationen vgl. Hansen 1995; Böhme, Matussek, Müller 2000. über die kulturwissenschaftliche Motivierung literaturwissenschaftlicher Arbeit: Scherpe 2002; zur methodischen Neuausrichtung der »Geisteswissenschaften« vgl. Böhme, Scherpe 1996; zu den deutsch-amerikanischen Endnungs- und Adaptionsprozessen Milich, Peck 1998.

Lust am Aparten und den Reiz des Diversen; mit der gesteigerten Originalität der Inhalte kann die Ausbildung systematischer Reflexionsformen kaum Schritt halten. überspitzt formuliert, gleichen die kulturwissenschaftlichen Fischzüge selbst ein wenig dem Beutehunger kolonialer Welterkundungen, indem sie annectieren oder verschlingen, was immer sie >intertextuell< verarbeiten können. Anders und wohlwollender ausgedrückt, ist die gegenwärtig zu beobachtende Präferenz für Querschnittsthemen oder anthropologische Elementarfragen (etwa des Körpers, der Psyche oder der Lebensweise überhaupt) Ausdruck einer Selbstvergewisserung, die in manchen Zügen jener Inkubationsphase vielfacher kultureller und institutioneller Umbrüche in den Jahrzehnten um 1900 gleicht.⁶ Da kann es nicht ausbleiben - und ist im Rahmen einer Kulturgeschichte des Fremden sogar zuträglich -, daß wechselseitig die Korrespondenzen überspringen: zwischen Objekt und Beobachter, Medium und Text, einst und jetzt. Theodor Fontanes Palmenhäuser oder die Bananen Josephine Bakers erhalten im Lichte »postkolonialer« Thesen möglicherweise ein neues kulturhistorisches Gewicht; umgekehrt erweisen sich die Fragestellungen der Gegenwart überlagert durch Rückkopplungseffekte dessen, »was bisher geschah«. Die *longue durée* mancher Wissensformen und Institutionen reicht weit, führt man sich etwa die nachhaltige Popularität von Brehms Tierleben vor Augen oder die folgenreiche Gründungsgeschichte deutscher Großbanken in der Blütezeit des überseehandels. Ähnliches gilt für so profane Alltagsbegleiter wie Melitta-Filter und Eduscho-Kaffee aus dem EdekaLaden an der Ecke. Ob Winnetou oder der SarottiMohr, die afrikanischen Spielfelder und -Karten der Ravensburger Spiele oder das Schlafkrankheitspräparat »Germanin« der Firma Bayer - die Exkursionen in die Traumwelt des Fremden betreiben auch eine Archäologie deutscher Markenzeichen rund um den Globus. Ihre Geschichte wird hier nicht zu Ende erzählt. Statt eines schlüsselfertigen Gebäudes übergeben wir den Lesern einen Rohbau mit zugigen Lücken, voller Einstiegsluken und Anbaumöglichkeiten.

III

Wenn es zutrifft, daß die Phänomene erst im Augenblick ihres Verschwindens aus der Wirklichkeit als Themen eine entschiedene Prägnanz gewinnen, so darf der Fortbestand des Fremden und seiner zahllosen Schattierungen im Diskurs wie in der Lebenswelt bis auf weiteres als gesichert gelten. Zeigt sich doch die Präsenz des »Kulturthemas Fremdheit« (Wierlacher 1993) ebenso ubiquitär wie ungreifbar. Als »Herausforderung« beschäftigt das Fremde nicht nur Künstler, Politiker, Sozialar-

beiter oder Tourismusexperten, sondern auch akademische Arbeitsgruppen und Forschungsprogramme. Die Erscheinungsformen und Folgeprobleme des wachsenden interkulturellen Austauschs haben es mit Macht auf die Tagesordnung gesetzt und mit einem höchst ambivalenten Bedeutungshaushalt versehen. »Fremdes ist weder anschlus noch modellfähig«,⁷ pointiert Bernhard Waldenfels die kategoriale Unterbestimmtheit des Konzeptes, das sich dennoch (oder deswegen) eines allseits wachsenden Zuspruchs erfreut.

⁶ Auf diesen überdeterminierten Epochenbruch deuten zeitgenössische Diagnosen wie diejenige in Georg Simmels *Der Begriff und die Tragödie der Kultur* von 1911; vgl. hierzu Konersmann 1996.

⁷ Bernhard Waldenfels: *Grenzen der Normalisierung. Studien zur Phänomenologie des Fremden*, Bd. 2. Frankfurt/M. 1998, 16.

Philosophie, Geschichte, Soziologie, Psychologie, letztlich der gesamte Fächerkanon der Sozial- und Humanwissenschaften haben sich des Themas angenommen,⁸ bemerkenswert sind in methodischer Hinsicht vor allem etliche zwischen- oder transdisziplinäre Theoriebildungen der Kultur und Wissenschaftsgeschichte, Medientheorie und Gender-Studies.⁹ In den Literaturwissenschaften war das Fremde traditionell ein Gegenstand stoff- und motivgeschichtlicher Arbeiten. Zurückgreifend auf bahnbrechende Studien zum literarischen Exotismus,¹⁰ zur Reiseliteratur¹¹ und zur Kolonialliteratur¹² sind Imaginationspotential und Darstellungsrepertoire fremdkultureller Situationen oder Ingredienzien auch in der sog. Höhenkammliteratur mittlerweile auf breiter Front erschlossen worden.¹² Dabei lag der Schwerpunkt zunächst auf der Nachzeichnung von interkulturellen Kontakten und - meist stereotypen - Fremdbildern, deren kritische Reflexion die literarische Imagologie als ihre Hauptaufgabe betrachtet.¹³ In strukturaler oder kultursemiotischer Perspektive haben jüngere Arbeiten, angeregt durch die postkoloniale Aufmerksamkeit für Phänomene der Kreolisierung, Hybridität und *mtHissage*,¹⁴ vermehrt auch die poetologische Produktivität bestimmter Figuren des Fremden in den Blick genommen, etwa die Position des Barbaren, die des zumal als jüdisch stigmatisierten - Außenseiters, oder überhaupt die Rolle des "Dritten".¹⁵ Zugleich sind mit der weit über die Fachgrenzen hinaus beachteten Methodendiskussion der Anthropologen und Ethnologen die Probleme der Repräsentation kultureller Differenz in den Brennpunkt des Interesses (und der Kritik) gerückt, ebenso die Fragen einer zunehmenden „Ethnisierung“ kultureller Phänomene, etwa mit der unter strategischen Gesichtspunkten verfolgten Identitätspolitik, wie sie in der postkolonialen Theoriediskussion (u. a. Spivak 1988, Ashcroft et al. 1989) vorgeschlagen wurde. Scheinbar biologische Faktoren wie Herkunft, Rasse und Geschlecht werden dabei als diskriminative, aber auch distinktive kulturelle Konstruktionen erfaßt und in Anspruch genommen. »Unterschiedenes ist gut« (Hölderlin), diese Devise beschreibt den derzeitigen letzten Konsens kulturwissenschaftlicher wie politischer Debatten vielleicht am treffendsten. Gemeint ist die Aufkündigung eines hegemoniellen Begriffs von Kultur und damit verbunden die Anerkennung, wenn nicht Auszeichnung des Marginalen und Dezentralen. Der aufklärerische

⁸ Zur philosophischen Fremdeforschung Waldenfels 1990 und 1997, Fink-Eitel 1994; zur Geschichte Bitterli 1976; über die soziologischen und politischen Debatten informieren Bielefeld 1991, Münkler 1998.

⁹ Hier sind angesichts der Breite des Themenspektrums nur punktuelle Hinweise möglich. Zur Wissenschaftsgeschichte: vom Bruch et al. 1989; zur visuellen Repräsentation, Photographie und Film: Pohl 1983, Crawford 1993, Ballhaus, Engelbrecht 1995; zu Sexualität, Genderproblematik und Rassismus: Gilman 1985 und 1993, Young 1995, McClintock 1995, Grosse 2001.

¹⁰ 12 Hervorzuheben hier die Arbeit von Reif 1975; vgl. ferner Maler 1975; Koebner, Pickerodt 1987.

¹¹ Grundlegende Wahrnehmungsmuster des Reisens analysieren Hartog 1980, Pratt 1992; zur Geschichte des Reisens und der Reisebeschreibung seit dem 18. Jh. vgl. Heinritz 1998, Bausinger et al. 1999; zur Beziehung des Reiseberichts auf literarische Textformen Adams 1983, Brenner 1989 und 1990, Pelz 1991. 14 Warmbold 1982; Benninghoff-Lühl 1983.

¹² Ausdruck dieses Interesses sind vor allem die Beiträge des Internationalen Germanisten-Kongresses: Begegnung mit dem »Fremden«, Tokyo 1990; vgl. ferner Janz 2001.

¹³ 16 Zur Imagologie vgl. u. a. Bleicher et al. 1980, Fischer 1981, Dyserinck, Syndram 1988; zu den interkulturellen Aspekten der Imagologie bzw. Imageforschung Harth 1994.

¹⁴ 17 Vgl. Turk 1990, Lenz, Lüsebrink 1999 und, in kritischer Perspektive, Dewulf 2000.

¹⁵ 18 Über die diskursive Konstruktion des Barbaren Henry 1994, Schneider 1997; zum Stereotyp des Außenseiters in Deutschland Mayer 1975, Gilman 1985; zur Figur des Dritten Breger, Döring 1998.

Begriff der Toleranz in Voltaires *Traite sur la tolerance* (1763),¹⁶ formuliert zur Selbstverständigung der *societas civilis* gegen die gewaltsamen Übergriffe eines politisch oder auch ethnisch »Anderen«, trägt den Widerspruch des Universalen und Partikularen in sich, der im Kolonialismus virulent wird. Grenzüberschreitungen sind stets auch Grenzverletzungen. Der Eingriff in die fremde Kultur, in welcher Absicht auch immer, ist stets ein Akt der Gewalt: schöpferisch und zerstörerisch. Am deutlichsten zeigt sich dies in den Menschenrechtsdebatten seit der Aufklärung, die die Möglichkeiten des Menschseins ständig erweitert haben (konstitutionell, moralpolitisch, biologisch), zugleich aber die Souveränität des Rechts immer aufs Neue in Frage stellen.¹⁷ Die Zuschreibungen des im Multikulturalismus so wünschbaren Toleranzdenkens bleiben wirkungslos, wenn diese doppelte Logik des Konstruktiven und Destruktiven von Interkulturalität nicht stets mit verhandelt wird. Wo Fremdheit zur Sprache kommt, sind zweiwertige, bipolare Ordnungen vorausgesetzt. Nicht nur solche vom Schlege der einfachen, manichäischen Weltaufteilung in Hier und Dort, Nord und Süd, Wir und die Anderen (Janmohamed 1983). Auch die zwiespältige Affektstruktur im Gefolge des Phänomens scheint einer solchen zweiwertigen Grammatik unterworfen. Eine symptomatische Verbindung aus Abwehr und Verlangen, schon in ältesten Darstellungen fremdartiger Wesen und Regionen überliefert, gibt noch für jüngste Publikationen zum Thema die beharrlich wiederkehrende Leitformel ab. »Furcht und Faszination« oder auch »Faszination und Schrecken des Fremden« - solche Wendungen umreißen schematisch ein Spannungspotential, dessen xenophile und xenophobe Linien bis in die Gegenwart hinein nachzuzeichnen wären. Auf der einen Seite obsessive Fremd- oder gar Feindbilder, das Menetekel des Zusammenpralls der Kulturen - auf der anderen die trotzig oder eher melancholischen Formen, sich gegen das Verschwinden des Fremden aufzubauen. Auch im Hinblick auf die aus Literaturgeschichte wie Psychoanalyse bekannten Motive des »Unheimlichen« kann plausibel von einer Angstlust gegenüber dem Fremden gesprochen werden. Befremdlich ist, was sich im Auftreten wie in der Wirkung einer klaren Zuordnung entzieht und deshalb Unruhe hervorruft. Jedoch: Leiden hochkomplexe Gesellschaftsordnungen heutzutage nicht längst, jenseits derartiger psychosozialer Dispositionen, unter einer grenzenlosen, durch nichts zu erschütternden Gleichgültigkeit (Stichweh 1998)? Allerdings sollte klar sein, daß Indifferenz, wie sie z. B. von Jean Baudrillard als postmoderner Habitus theoretisch kultiviert wird, nichts anderes ist als eine Defensivstrategie westlicher Zivilisation gegen eine dem Fremden angelastete vormoderne Gewalt des Authentischen: jene Form kultureller Selbstermächtigung, welche die Selbstreflexion verweigert und daher im Zweifelsfall als »fundamentalistisch« gilt. Der wunderbare Authentizitätsdiskurs des Exotischen (»they are so different«) schlägt um in Angst und Schrecken vor der nackten Gewalt des Fremden. An der Grenze zwischen den Kulturen bewirken die interkulturellen Idealisierungen von Hybridität und Kreolität keinen weltpolitischen (oder weltliterarischen) Ausgleich. Paul Gilroys Konstruktion eines Black Atlantic - das karibische Dreieck zwischen Afrika, Europa und Nordamerika - offenbart die ganze Problematik eines ja keineswegs herrschaftsfreien »Third Space«, den Raum des "Between and Betwixt«. Mit jeder identitätspolitischen Bewegung bricht die Differenz neu

¹⁶ 19 Zum Toleranz-Konzept und seiner Geschichte vgl. Klopfer, Dücker 2000.

¹⁷ Jede Menschenrechtsforderung bringt neue Rechte hervor und damit den Streit über die Interpretations- und Definitionsmacht einer jeden kulturellen Bewegung (dazu Douzinas 2000).

auf. Um so wichtiger wird es dann, den Akzentverschiebungen nachzuspüren. Weil der, die oder das Fremde in dreierlei Gestalt erscheint, kann es trotz ineinanderfließenden Sprachgebrauchs sinnvoll sein, die Dinge, behelfsweise wenigstens, historisch zu ordnen. Die Fremde hat als Abstraktum eine primär räumliche Bedeutung; gemeint ist jeweils eine Region, die aus Sicht der Sprecher wenig bekannt ist und weit entfernt liegt,¹⁸ ein Gebiet am Rande, auf der anderen Seite oder im feindlichen Lager. Trotz ihrer geographischen und kulturellen Andersheit ist diese Fremde weder unerreichbar noch entzieht sie sich der Darstellbarkeit. Reisepläne und Entdeckungsfahrten zielen in die Fremde, sie kommt als Durchgangsstadium für Wanderjahre und Bildungsromane in Betracht. Ihr Gegenpart ist die Heimat, in der Herkunft und Zuhause in eins fallen. Deren Bild beginnt erst zu leuchten, wenn diese Heimat selbst zur biographischen oder sozialen Fremde geworden ist. Glückliche und öfter noch mißlingende Heimkehrergeschichten, von Homers Kriegs- und Fahrensmann Odysseus bis zu den nach Amerika verschlagenen Söhnen bei Gottfried Keller oder Franz Kafka, entfalten zwischen beiden Polen ihre Dramatik. Und sie kosten jenen sentimentalischen Sinngehalt der Fremde aus, der erkennen läßt, welche schwerwiegende Bedeutung dem Überwinden räumlicher Distanzen in früheren Jahrhunderten zukam. Solange Heimat und Fremde als räumlich entflochtenes Gefüge intakt bleiben, hat der Fremde den Rang einer Ausnahmeerscheinung. In der Romantik formulierte das Auftauchen des Fremden die negative, desillusionierte Version des Bildungsgedankens. »Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh ich wieder aus«, singt zu frostigen Klavierakkorden die Liedstimme des Wanderers in Franz Schuberts Winterreise. Nicht mehr ein bestimmter Raum ist nun Träger der Fremdheit, sondern der Mensch, namentlich der unbehauste, wandernde Geselle, dessen Rollenbild sich nach 1800 von der edukatorischen Zwischenphase zur dauerhaften Existenzweise verschiebt. Die Entstehung des zunächst studentisch geprägten Wanderliedes in der deutschen Romantik (vgl. Bosse 1999) unterstreicht, daß die permanente Ortsveränderung als solche nun zu einer kulturellen Qualität avanciert und gelegentlich einer sozialen Dissidenz Ausdruck verleihen kann. Im Mitteleuropa der Schollenbewohner ging, wie sich etwa an der Konjunktur der »Zigeuner«-Motivik im 19. Jahrhundert ablesen läßt (Breger 1998), das Gespenst eines neuen Nomadentums um, das dann in unserer spätmodernen Zeit so viel Prominenz gewonnen hat. Die »Entwurzelten« (M. Barres) bildeten jenes überschüssige, freigesetzte Bevölkerungspotential, das durch den Rückgang der Agrarwirtschaft zur Landflucht gezwungen wurde und in den großen Städten die industrielle »Reservearmee« (Marx) und das Lumpenproletariat verstärkte. Die armutsbedingte Migration, die Mobilisierung tradiert Formen der Seßhaftigkeit im Zeichen der Massen- und Maschinenarbeit, all

die Formen und Symptome aufgelöster Ortsbindungen wurden im späten 19. Jahrhundert zur Quelle sozialer Ängste und Phantasmagorien. Von dieser Lage kündeten etwa die vielen AmerikaWanderer und alsbald auch die »Amerikamüden«, deren romanhafte Schicksale den

¹⁸ Die Bedeutungskomponente des räumlich Distanzierten liegt bereits in dem germanischen Wort »fram« vor, das als etymologische Wurzel des Adjektivs »fremd« rekonstruiert wurde und demnach soviel wie »entfernt«, »fern« oder auch »fern von« bedeutet. (Friedrich Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin, New York 1975, 218.)

Weg in die literarische Moderne als basso continuo begleiten.¹⁹ Fremdsein als existentielle Haltung und kulturkritisches Privileg: Dieses produktive Potential der Figur des Unzugehörigen hat Georg Simmel in seiner Skizze über den Fremden herausgestellt. Aus Sicht der seßhaften Mehrheit ist der Fremde ein leibhaftiges Provisorium (der Gast, der bleibt) in dem paradoxen Modus, »daß der Ferne nah ist«. Er zeigt sich als gewesener Wanderer, »der, obgleich er nicht weitergezogen ist, die Gelöstheit des Kommens und Gehens nicht ganz überwunden hat.« Statt der stigmatisierenden Merkmale von Ortsverlust und Entwurzelung aber betont Simmel den Vorteil einer größeren »Beweglichkeit« des Fremden in der Moderne. Gewonnen wird das positive Verständnis dieser »Gelöstheit« am Stereotyp des jüdischen Händlers. Dieser ist für Simmel der geborene Protagonist des sozialen Ausgleichs und der Objektivität, da er weder »an einer räumlichen« noch »an einer ideellen Stelle des gesellschaftlichen Umkreises fixiert ist.« (Simmel 1908, 764ff.) Mit solchen, wenngleich positiv umfunktionierten, essentiellen Identitätsbestimmungen schreibt Simmel nolens volens den Mythos des wandernden Juden Ahasver fort, der zum Kernbestand antisemitischer Klischees gehört.²⁰ Ausgeschlagen wird damit ein mal mehr die soziale Beschwichtigungsformel der bürgerlichen Assimilation; diese Option erweist schon Fritz Mauthners *Der neue Ahasver. Roman aus Jung-Berlin* (1881) als illusionär, angesichts der nach dem wilhelminischen Gründerkrach in ungeahnter Vehemenz ausgebrochenen antisemitischen Hetze eines Treitschke oder Wilhelm Marr. In den ersten Jahrzehnten des neuen Jahrhunderts lassen sich die prekären Optionen eines jüdischen Preußentums etwa an der politischen Karriere und den programmatischen Schriften Walter Rathenaus ablesen.²¹ Die von Emmanuel Levinas entwickelte moralphilosophische Konzeption des Anderen²² verhält sich gegenüber Identitäts-Zuweisungen analytisch zurückhaltender, obwohl sie in ihrer phänomenologischen Grundierung manche Züge mit Simmels Porträt des Fremden gemein hat. Der Andere aber bleibt, stärker als der Fremde, bezogen auf das Subjekt, den perspektivischen Urheber der vorgenommenen Distinktion. Begriffsgeschichtlich handelt es sich um eine Weiterentwicklung der in Hegels Herr-Knecht-Dialektik entfalteten Problematik wechselseitiger Anerkennung, wobei Levinas allerdings darauf besteht, die Instanz des Anderen als eine gerade nicht mit positiven Merkmalsbeschreibungen zu belegende black box anzunehmen. Die starre Verbindung zwischen Menschen und Eigenschaften lösend, weist

¹⁹ Bauschinger et al. 1975, Ritter 1977, Durzak 1979; aus soziologischer Perspektive Kamphausen 2002.

²⁰ 23 Treffend erfaßt hat Simmel bei der engen Verzahnung von Händlertum, Mobilität und Fremdheit, daß manche Elemente des zeitgenössisch aktualisierten Antisemitismus sich gegen Erscheinungen der gesellschaftlichen und kulturellen Moderne als solche richteten; problematisch allerdings ist seine Tendenz, solche religiösen oder ethnischen Erklärungsmuster positiv zu übernehmen. Wenn völlig unterschiedliche, aber positionshomologe Differenzmerkmale übereinander projiziert werden, führt das zu ihrer Essentialisierung, die den entsprechenden Merkmalsträger zum Fremden schlechthin deklariert. Für neuere soziologische Arbeiten dagegen stellt sich der Fremde als kontingentes Produkt der aufeinander bezogenen Mechanismen sozialer In- und Exklusion dar, wobei die Aufmerksamkeit methodisch nicht auf der jeweils als fremd bestimmten Person oder Gruppe verbleibt, sondern sich jenen Formen der Interaktion und Kommunikation zuwendet, die solchen Zuschreibungen vorausliegen (vgl. Stichweh 1998, 46ff.).

²¹ Fritz Mauthner: *Der neue Ahasver. Ein Roman aus Jung-Berlin*. Hg. mit einem Nachwort von Ludger Lütkehaus. Berlin, Wien 2001; zu Rathenau vgl. Hans Wilderotter: *Die Extreme berühren sich. Walter Rathenau 1867-1922*. Deutsches Historisches Museum. Berlin 1993.

²² Levinas, Emmanuel: *Le temps et l'autre* (1948). Paris 1985; ders.: *Autrement qu'être au delà de l'essence*. Den Haag 1974; ders.: *Die Spur des Anderen. Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie*. Hg. und übers. von Wolfgang Nikolaus Krewani. Freiburg, München 1983.

sein Denken in Richtung einer „Entkörperung“ der Kategorie Alterität. Diese Vorstellungen aufgreifend, kann Julia Kristeva (1990) schließlich in der bündigen Formel *Etrangers a nous-meme* die interpersonale Relation zwischen dem Ich und seinem Anderen analytisch rückverlagern in die intrapersonale Dynamik der Selbst-Fremdheit - und eben dadurch die politische Dimension der Xenophobie treffen. Damit verbunden ist ein entscheidender analytischer Perspektivenwechsel, der von Personen zu Positionen führt, von den Fremden als distinkter Gruppe mit semantisch stabilen Qualitäten zur Kategorie des Fremden im Sinne eines ebenso >neutralen< wie politisch schlagkräftigen Abstraktums. Das Fremde, verstanden als ein begriffliches Derivat der zugrundeliegenden Eigenschaft, wirkt gegenüber den zuvor betrachteten Bezeichnungen für fremde Personen oder Regionen eigentümlich bezugslos. Und dies gerade deshalb, weil »das Fremde« als Kategorie nicht auf bestimmte Objekte oder Akteure gerichtet ist, sondern auf die Relation, in der sie sich befinden. Fremdheit ist weder eine geographische noch ethnisch zu fixierende Eigenschaft, sondern eine Beziehungsform²³ - und als solche stets, implizit oder explizit, Verhandlungssache. Insofern umreißt der Begriff einen durchaus kontroversen und bedeutungsgeladenen Schauplatz sprachlich-symbolischen Handelns. Als Konsens neuerer Arbeiten darf gelten: »Fremdheit« gibt es nicht unabhängig von der sprachlichen Bezugnahme auf Fremdheit«. ²⁴ Dies betrifft die Genese psychologischer Einstellungen ebenso wie das in einer Gesellschaft jeweils für wahr oder richtig gehaltene kulturelle Wissen über das Fremde und das ästhetische Repertoire seiner Repräsentation. Aus dieser Sicht erscheint es uns plausibel, im Zeitalter universell zirkulierender Zeichen kultureller Differenz nicht mehr den oder die Fremde zum heuristischen Ausgangspunkt zu wählen (was auf der Ebene semantischer Effekte verbliebe), sondern die symbolischen und diskursiven Vorgänge, die ökonomischen, sozialen, institutionellen und medialen Rahmenbedingungen bei der Konstitution des Fremden ins Visier zu nehmen. In dieser Dimension ist auch die, nach unserer Lektüre, schon bei Katka zu beobachtende Verschiebung des Blicks zu begreifen: weg vom Zuschauer-Theater und seiner Objektfixierung, hin zu den Auftrittsbedingungen und Praxisformen. Im Verständnis jener Tradition von *cultural studies*, wie sie u. a. Raymond Williams und Stuart Hall in Birmingham etablierten, bedeuten soziale Prozesse der Hierarchiebildung, In- und Exklusion zugleich eine Dimension kulturellen Handelns, und vice versa. So ist verschiedentlich betont worden, daß sich die Herausbildung von Gruppen oder National-Identitäten im kollektiven Imaginären und mithilfe bestimmter Grundmuster des Erzählens vollzieht - Benedict Anderson beschreibt dies mit seinem Konzept der *Imagined Communities* (1991), Homi Bhabha als programmatischen Zusammenhang von *Nation and Narration* (1990). Ebenso wirken in der Ausprägung kultureller Differenz symbolische und narrative Anteile mit (vgl. Müller-Funk 2002). Die alltägliche Durchsetzung des Kolonialismus wäre als Epochenphänomen undenkbar ohne die ihn begleitenden Kulturtechniken der Repräsentation, in den künstlerischen Strömungen des Exotismus beispielsweise, den Manifestationen des Rassismus und der Gewalt. Die koloniale Herrschaft ist als ein Komplex von kulturellen Vorgängen und Mechanismen zu entschlüsseln.²⁵ Edward Said hat das Zusammenspiel wissenschaftlicher, kultureller und

²³ 26 »Fremdheit ist keine Eigenschaft, auch kein objektives Verhältnis zweier Personen oder Gruppen, sondern die Definition einer Beziehung.« (Hahn 1994, 140)

²⁴ 27 Münkler, Ladwig 1997, 14

²⁵ Zur kulturellen Dimension kolonialer Machttechniken Thomas 1991, 1994.

ästhetischer Praxen in der Genese des Orientalismus exemplarisch analysiert. Was dieser Bewegung des 18. und 19. Jahrhunderts unter dem Namen »Orient« zum Gegenstand wird, ist Produkt und Konstrukt westeuropäischen Denkens.²⁶ Die Beschreibung des Fremden als kulturelle Konstruktion fällt, zumindest teilweise, in die angestammten Kompetenzen der Sprach- und Literaturwissenschaften. Unter dem Stichwort der »Entnationalisierung« nehmen die Philologien neuerdings sowohl die eigene, nationalphilologisch restringierte Fachgenese in den Blick wie auch die dabei ausgeblendeten Prozesse der interkulturellen Überlagerung und Vermischung. Wo über das Fremde zu sprechen ist, muß natürlich auch von den »Fremdsprachen« die Rede sein - und von solchen linguistischen Nahtstellen wie Übersetzung, Mehrsprachigkeit, Kreolisierung.²⁷ In verdichteter Situation ereignet sich Interkulturalität etwa dann, »wenn Sprachen in Texten aufeinanderprallen«, so der Anglist Edzard Obendiek. Man »hat Mitleid mit Kannitverstan, bestaunt das Pflingstwunder, belächelt Crusoes Sprachlehrversuche und ist gerührt von Hans Castorps französischem Gestammel.«²⁸ Zu den gehobenen Statusattributen gehört kultivierte Mehrsprachigkeit, die sich als Erziehungsziel aus der Tradition des humanistischen Bildungsbürgertums ableitet; als Subalternitätsmerkmal dagegen fungieren jene sprachlichen Anpassungsleistungen, die zu hybriden Mischformen wie Pidgin oder Kanak führen. In kolonialen und neokolonialen Konflikten hat Sprachenpluralität einen strategischen Stellenwert, so Louis-Jean Calvet (1978) für den Bereich des >frankophonen< Afrika. Kolonisatoren treten mit ihrer hegemonialen Sprache als Glottophagen auf, als >Sprachfresser<, deren Gewalt die als primitiv abgewerteten, weil ganz anders strukturierten Sprachen und Dialekte der Beherrschten zu vernichten droht. James c. Scott (1990) hat für seine Feldforschungen in Südostasien den »backstage discourse« untersucht. Was bedeutet es lebensgeschichtlich und machtpolitisch, sich selber in einer anderen Sprache ausdrücken zu müssen? Kulturelle Verwerfungen, die sich in sprachlicher Mehrschichtigkeit niederschlagen, können eine künstlerische Produktivkraft eigener Art bilden. So ist der Sprachwechsel Vladimir Nabokovs ins Englische kein äußerlicher biographischer Umstand; er hat sein Echo in der multiplen Identität mancher Figuren und in der Poetik des Autors. Demonstrativ vollzogene Sprach- oder Identitätswechsel (Charles Sealsfield, Joseph Conrad, Samuel Beckett) sind häufig mit Entscheidungen für bestimmte Genres oder Traditionen verbunden, oder sie bilden sogar die Voraussetzung für den Durchbruch zum Schreiben überhaupt. Es ist kein Zufall, daß die Figuren des Grenzgängers und des Emigranten für das Denken und die kulturelle Produktion der

Moderne eine so herausragende Bedeutung erlangten.²⁹ Der Emigrant ist, wie Peter Szondi einmal bemerkte, die Verkörperung eines Jahrhunderts der Kriege und des Völkermords; er ist

²⁶ 29 Orientalismus ist ein Effekt konvergenter Prozesse der kulturellen und wissenschaftlichen Kolonisierung, die nicht erst auf der Ebene unmittelbarer geographischer Okkupation (Reisen, Erforschen, Erobern) einsetzen, sondern als Haltung und Ausrichtung beginnen, mit der Prägung bestimmter Wahrnehmungs- und Deutungsmuster (Said 1981)

²⁷ Auf dem Erlanger Germanistentag 2001 ist Mehrsprachigkeit auch als >inner-germanistisches< Problem und Forschungsfeld thematisiert worden (vgl. Sektion »Deutsch im Kontext der europäischen Mehrsprachigkeit«, Kugler 2002).

²⁸ Obendiek 2000, 13; vgl. zur Übersetzung als Kulturtechnik der Fremd-Aneignung Bachmann-Medick 1997.

²⁹ Als Schlüsselkategorien für bestimmte Phasen der Moderne sieht der Soziologe Zygmunt Bauman (1992, 1994) die >Wanderer<-Figuren des Pilgers, Emigranten und Touristen.

auch Träger eines Erfahrungsraumes, dessen schroffe Bruchlinien eine geschärfte Wahrnehmungsweise hervorrufen. Die Migration selbst, sei sie freiwillig oder erzwungen, erweist sich als Erkenntnisinstrument eigener Art - weil sie das Erwartete durchbricht und das Gewohnte lockert. Von der »konstitutiven Rolle der Distanz«³⁰ zeugen etwa der in Italien geschriebene Roman Lübecks, der in Berlin geschriebene Roman Zürichs, der in Zürich geschriebene Roman Dublins. Auf Ibiza und in Paris arbeitete Benjamin an seinem Berliner Erinnerungsbuch; ebenfalls in der Pariser Bibliothek Nationale saß zur selben Zeit Alfred Döblin mit einer Sammlung von Landkarten über seiner Amazonas-Trilogie. Den Namen »Bovary«, diese Signatur des französischen Provinz-Kleinbürgertums, will Flaubert am Fuße einer ägyptischen Pyramide gefunden haben. Der Schriftsteller muß nicht gereist sein, um das Fremde poetisch und narrativ zu repräsentieren. Flauberts Orientreise bringt, anders als die Photos seines Reisegefährten Maxime du Camp, literarisch keine Orientbegeisterung hervor. Die libidinöse Besetzung der orientalischen Zeichenwelt findet eher im *exotisme du temps* des Karthagoromans Salammbô statt. Die Reihe jener Werke, die ihren Anstoß aus der Ortsveränderung oder dem Ortsverlust erhielten, ist von beeindruckendem Umfang, auch ohne die expliziten Verarbeitungen von Reiseerfahrungen einzubeziehen. Sie alle sind affiziert durch das Ferment des Fremden. Aber anders als die britische Literaturgeschichte, die sich, wie Edward Said an ihren wesentlichen Themen und Strukturen nachweist,³⁴ in enger Symbiose mit dem kolonialen Imperium entfaltet, kennen die deutschsprachigen Autoren das Fremde zumeist als Sehnsuchtsprojekt. Der Abenteuer-, Reise- und Kolonialliteratur wurde der Kunstcharakter gerade dann abgesprochen, wenn sie Wissen und Erfahrung allzu direkt und wörtlich nahm. Im Laufe der Arbeit an dieser Kulturgeschichte des Fremden verstärkte sich unser Eindruck, in der zunächst operativen Metapher vom »Ferment« stecke ein triftiger, auch methodisch belastbarer Kern: Das Fremde ist ein Gärstoff, der nicht verrät, was es mit ihm auf sich hat - außer in seinen Effekten. Darum auch ist es prekär und letztlich fruchtlos, zwischen authentischen Erfahrungen und inszenierten Darstellungen zu unterscheiden. Im Kontext aktueller semiotischer Standards gesprochen: Der Auftritt des Fremden gehorcht nicht der Logik der Repräsentation, sondern jener der Performanz.³¹ Andererseits gibt der bloße Verweis auf den Ereignischarakter des Fremden für seine Chronisten noch keine brauchbare Arbeitsgrundlage ab. Was sich hingegen gut beobachten und beschreiben läßt, das sind die Vehikel und Medien, die Begleitumstände und Folgen, die sich entlang der Phänomene und diskursiven Ereignisse bemerkbar machen. Zu den weiterhin produktiven Einsichten der Diskursanalyse gehört, solche Spuren nicht als äußerliche Akzidentien zu betrachten, sondern als Bestandteile einer formativen, sinnkonstituierenden Anordnung. Deshalb sehen die hier vorgelegten Erkundungen ihr Erkenntnisziel darin, in den Diskursen über das Fremde die Existenzbedingungen des Fremden selbst freizulegen. Weder die Geschichte eines ideologiekritisch zu entlarvenden Trugbildes ist zu erzählen noch die eines ethnologischen Spektakels. Im Auftritt des Fremden verbinden sich die spezifischen

³⁰ Peter Szondi: Benjamins Städtebilder. In Schriften II. Hg. von Jean Bollack et al. Frankfurt/M. 1978, 295-309, hier 296f. ³⁴ Zur kolonialgeschichtlichen Entschlüsselung des englischen Kanons durch »kontrapunktische Lektüre« Said 1994.

³¹ Unter den Ethnologen hat Victor Turners Versuch, die Feldforschung theatralisch aufzubereiten, für Furore gesorgt (vgl. Turner 1989, 1992). Dem Dilemma, Präsenz in der Repräsentation erzeugen zu müssen, entgeht jedoch auch die Engführung von Ritual und Theater nicht.

Eigenanteile des ästhetischen, emotionalen und kognitiven Sensoriums einer Gesellschaft, greifen Phantasie, Empirie und Reflexion ineinander. Ihr gemeinsames >Projekt< ist die Produktion kulturellen Wissens. Sofern diese Kategorie und ihr Gegenstand selbst einen Zwitter bezeichnen, der den Kompetenzbereichen von Kultur- und Wissenschaftsgeschichte zugleich angehört, muß die Geschichte des Fremden auch eine Darstellungsweise neuen Typs ausprägen oder doch zumindest unter stellen, indem sie ihre Aufmerksamkeit gerade auf die Übergänge und Kreuzungen zwischen ästhetischer Imagination und disziplinärer Ordnung richtet.

IV

Wie wird das Fremde zum Gegenstand kulturanthropologischen Wissens? Und wie geschieht die medientechnische Verarbeitung dieses Wissens, wenn, wie schon Alexander von Humboldt wußte, die Bedeutung des Materials nicht mehr nur sensualistisch am Sichtbaren, nicht mehr nur kognitiv am Sagbaren haftet? Die Frage betrifft Akteure, Verfahrensweisen und Objekte eines ganzen Bündels von historisch variierenden Wissensformen und deren Repräsentationen. Die heuristische Funktion des Konzepts vom kulturellen Wissen liegt im Rahmen dieser Kulturgeschichte des Fremden darin, zwischen literarischer Imagologie und ethnologischem oder geographischem Fachwissen einen dritten Weg einzuschlagen, mithin weder bloße Fremd->Bilder< (mentale oder imaginative Projektionen) zu untersuchen noch auf dem gegenläufigen Faktizitäts-Postulat zu beharren (nach welchem es darum ginge, herauszufinden, wie die Fremden wirklich sind). Verbunden sind in diesem methodischen Ansatz zwei miteinander verschränkte Gegenstandsbereiche; zum einen der immer differenziertere Fächer von Disziplinen, in welchen diskursives Wissen über außereuropäische Gebiete und Lebensformen produziert wird (v. a. Anthropologie, Ethnologie, Soziologie, Kultur- und Naturgeographie), zum anderen aber das ästhetische Repertoire von Beschreibungs-, Darstellungs- und Spielformen, in welchen interkulturelle >Begegnung< dramatisch konfiguriert und ausagiert wird. Der Fremde und die Fremden gehören zu den ältesten Erzählstoffen und Forschungsgegenständen der Menschheit. Zusammen mit der Frage nach den numinosen Mächten des Himmels und der Natur bildet die Auseinandersetzung mit fremden Völkern und abweichenden Lebensformen eine grundlegende und permanente Präokkupation der entwickelten Gesellschaftsformen. Keine Identitätsbestimmung kommt aus ohne Grenzbewußtsein, ohne das Konzept von Differenz. Die Verhaltensweisen und Eigenarten der anderen möglichst genau zu kennen, war seit je ein Gebot des kruden Überlebenswillens, aber auch ein Ausdruck jener überschießenden Bedürfnisse und Interessen, aus denen die kulturelle Produktion ihre Energie bezieht. Ethnologie als die »Wissenschaft vom kulturell Fremden« (Karl-Heinz Kohl) formierte sich in Ansätzen bereits in der Antike.³² Anders als in die durch mathematisch-geometrische Gesetze vindizierbare Ordnung der physischen Welt floß in die Berichte über ferne Regionen eine unentwirrbare Mischung aus Phantasie und Hörensagen ein. Was vom Rande der den Griechen vertrauten Ökumene kam, entzog sich der rationalen Durchdringung und der empirischen Überprüfbarkeit. Der »Kunde« von fremden Ländern und Menschen, den Exkursionen in die Ferne der Zeit wie des Raumes gaben Herodots Historien auf eine Weise

³² Vgl. Klaus E. Müller: Geschichte der antiken Ethnologie. Reinbek 1997.

Gestalt, die noch den (post-) modernen cross-over-Experimenten zwischen Literatur und Wissenschaft zum Vorbild diente. Von »seinem« Herodot sprach Hubert Fichte 1976 in seinem provokativen Vortrag vor der Frobenius-Gesellschaft als einem Zeugen der Grenzüberschreitung von Anthropologie und Poesie (Fichte 1984). Am Reisebericht haftet seit der frühen Etablierung dieses Genres etwas Fabelhaftes; die Schilderungen weitentfernter Kulturen sind selbst tangiert von den Abenteuern, denen sie sich verdanken. Zu einer strengen, methodisch verfaßten Wissensordnung entwickelte sich die ethnologische Praxis vor allem durch die enorme Schubkraft der beiden Entdeckungszeitalter, nach 1500 und um 1750. Zunächst bestimmte ein taxinomisches, archivierendes Sprachwissen, später eher klimageographische und anthropometrische Beobachtungsreihen den Grundbestand ethnologischer Daten. Im Zuge des historistischen Denkens der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts heftet sich ein genealogisches Erklärungsinteresse an das Studium des Fremden. Die geographisch fernstehenden, ethnisch als »primitiv« taxiierten Kulturen sind Residuen aus den Anfangskapiteln der Menschheit; sie halten den Europäern das Bild ihrer phylogenetischen Abkunft vor Augen (von solchen Rückprojektionen handelt auch das Antisemitismus-Kapitel in Adorno/Horkheimers Dialektik der Aufklärung).

Die Kunde vom Fremden wird, ausgerechnet im Zeitalter der Herstellung zuvor ungekannter globaler Synchronie, zur »Ur-Geschichte«, zum Rückwendungs- und Such unternehmen nach den Wurzeln und Quellen der Kultur, nach Herkunft und Wesen des Menschen. Während die Ethnologie sich in Gestalt der Völkerkunde auf den Weg einer Essentialisierung des Humanums begab, suchten sich die tagtäglich wachsenden Erfahrungen des Fremden neue wissenschaftliche Bahnen. Anders dagegen die religionswissenschaftlichen und psychohistorischen Fragestellungen, die sich etwa in der Auseinandersetzung mit dem Animismus (Frazer, Levy-Bruhl) herausbildeten.³³ Sie versuchten die Herausforderung der westlichen Moderne durch fremde Kulturen mit erzählenden, komparatistischen Methoden aufzunehmen. Freuds Lektüre dieser Schriften in Totem und Tabu führte ihn zur vergleichenden Entdeckung des Unbewußten im Triebgeschehen seiner Wiener Patienten. Der Rahmen einer anthropologischen, zumal prähistorisch verengten Fachdisziplin dagegen war angesichts wachsenden Reise- und Sammlerfleißes immer weniger in der Lage, die Reichhaltigkeit des ethnologischen Materials als aktuellen Impuls zu verarbeiten und systematisch zu integrieren. Wo ein solcher fachlicher Zusammenhalt nicht mehr zu organisieren war, trat häufig die Institution selbst als rezeptives und kommunikatives Medium in diese Funktion ein: das Museum (die in rascher Folge eingerichteten ethnologischen Sammlungen in München, Berlin, Hamburg, Bremen, Leipzig, Stuttgart, Wien, Frankfurt und Köln),³⁴ die wissenschaftliche Gesellschaft (allen voran die Berliner Gesellschaft für

³³ James George Frazer: *The Golden Bough*. London 1922; dt.: *Der goldene Zweig. Das Geheimnis von Glauben und Sitten der Völker*. übersetzt von Helen von Bauer. Reinbek 1989; Luden Levy-Bruhl: *Les fonctions mentales dans les sodetes inferieures* (1910). dt.: *Das Denken der Naturvölker*. Leipzig 1921.

³⁴ 38 Die Stadt München hatte seit 1867 ein Königliches Ethnographisches Museum, in Berlin wurde 1873 für die bereits bestehende Etnographica-Sammlung ein Museum für Völkerkunde eingerichtet, in Hamburg die Sammlung Godeffroy 1860/61 wissenschaftlich erschlossen und öffentlich zugänglich, 1879 durch ein Museum für Völkerkunde ergänzt sowie 1889 durch Umlauffs Weltmuseum. Bremen erweiterte 1876 die Sammlung der Gesellschaft Museum zur Städtischen Sammlung für Naturgeschichte und Ethnographie; Wien besaß seit 1876 eine dem Naturhistorischen Museum angegliederte anthropologisch-ethnographische Abteilung; in Leipzig betrieb seit 1872 ein Trägerverein die Gründung eines Völkerkundemuseums, welches 1896 eröffnen konnte; in

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte) und ihr Organ (im Falle der BGAEU die seit 1869 bei Dietrich Reimer verlegte Zeitschrift für Ethnologie). Oft vereinigte allein das charismatische Wirken interdisziplinärer Pioniere vom Schlege eines Rudolf Virchow die disparaten Fundstücke, indem es sie dem Zugriff einer Kunstammer unter hochtechnischen Bedingungen unterwarf - angetrieben von einer Obsession nicht allein für die Objekte, sondern mehr noch für ihre klassifikatorische Erfassung und Vermessung. Ohnedies hatte sich das 19. Jahrhundert mit der Hinwendung zum Positiven und Empirischen einer Epistemologie des Sammelns verschrieben. Persönlichkeiten wie die Humboldts, die Brüder Sulpiz und Melchior Boisseree, die Kunstsammler Städel und Wallraf prägten das Idealbild des hingebungsvollen, allein der Sachlichkeit verpflichteten Sammlers und übten damit eine Initialwirkung auf die Phase der bürgerlichen Museumskultur aus. Die schiere Menge der Sammlerstücke und ihre demonstrative physische Präsenz sollten und mußten für sich selbst sprechen, je weniger durch das Gesamt aller Objekte, Dokumente und Werke noch an historischem Sinn gefüge zu gewinnen war. Jacob Burckhardt spottete, das 19. Jahrhundert werde einst »das gebildete« heißen. An das »technische« hatte er nicht gedacht. Noch nie war eine Zeit derart wohlinstruiert, im Besitze schönster Traditionsbestände und in Reichweite aller denkbaren und undenkbaeren kulturellen Hervorbringungen. Im Positivismus-Taumel der vielerlei Daten und Fakten, der materialisierten Beweise und Belege für immer ungreifbarere Zusammenhänge konnte sich die Komplizenschaft zwischen dem Disparaten und dem Fremden auch auf medialem und industriellem Niveau bewähren. Die HerausAufmerksamkeit für die Ausdrucksmittel, vervielfachte die Aufwendungen zu ihrer Bewältigung in Schrift und Bild. Der auch in dieser Hinsicht bahnbrechende Alexander von Humboldt war ein »in Beobachtungswerkzeuge vernarrter« Forschungsreisender.³⁵ Die Verbesserung der Wahrnehmungs- und Aufzeichnungstechniken gehört fortan zum Repertoire des Naturkundlers und Ethnologen. Und schon Humboldt wußte, wie sehr die neuen Bildmedien, vom Panorama und Diorama bis zur Daguerreotypie, das Fremde in seiner magischen Wirkung zu steigern vermochten.³⁶ Von hier aus ist es medienhistorisch nur ein weiterer Schritt zu der Einsicht, daß das Fremde durch seine wahrnehmungstechnische Implementierung hervorgebracht werden könnte. In abenteuerlichen Forschungsreisen durch Asien, Afrika, Lateinamerika bildete sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein neuer Typus des Jägers und Sammlers heraus. Mit gleicher Hingabe brachten deutsche Gelehrte Schädel und Knochen nach Hause, Musikinstrumente und Kochgeschirr, Bildpostkarten und Anekdoten. Alles

Stuttgart konstituierte sich 1882 ein Verein für Handelsgeographie, der 1889 mit einer ersten Dauerausstellung jene Institution schuf, die Graf Linden dann zum Museum für Länder- und Völkerkunde ausbaute; Frankfurt eröffnete 1896 sein Völkerkundemuseum, Köln 1906 das Rautenstrauch-Jost-Museum. Vgl zur Etablierung der deutschen Völkerkundemuseen: Penny 2001; Voges 2001, zur sie umgreifenden Entwicklung der Kunstmuseen: Sheehan 2002.

³⁵ Hanno Beck: Alexander von Humboldt. Bd. 1: Von der Bildungsreise zur Forschungsreise. Wiesbaden 1959, 59; zur medientechnischen Armierung Humboldts Karlheinz Barck: »Umwandlung des Ohrs zum Auge«. Teleskopisches Sehen und ästhetische Beschreibung bei Alexander von Humboldt. In: Bernhard J. Dotzler, Ernst Müller (Hg.): Wahrnehmung und Geschichte. Berlin 1995, 27-42.

³⁶ »Die Rundgemälde leisten mehr als die Bühnentechnik, weil der Beschauer, wie in einen magischen Kreis gebannt und aller störenden Realität entzogen, sich von der fremden Natur selber umgeben wähnt. [...] Physiognomische Studien an den schroffen Berghängen des Himalaya und der Kordilleren oder in dem Inneren der indischen und südamerikanischen Flußwelt entworfen, durch Lichtbilder berichtet [...], würden einen magischen Effekt hervorbringen.« (Alexander von Humboldt: Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung, 5 Bde. Stuttgart 1847/62, Bd. 11, 67)

Exotische hatte den Reiz der Sensation; der Ausstellungswert eines musealen Schauobjekts und die von ihm entfachte Neugier wuchsen im Maße dessen, was für das Aufspüren, Erlangen und Transportieren an Aufwendungen erbracht worden war. Bei der heimischen Schaustellung wilder Tiere oder gar fremdkultureller Menschen galt zudem, daß sie, die nun eben keine stillgestellten Objekte waren, sondern artfremd zugerichtete, geschundene Kreaturen waren, mit ihrer stummen Anklage dem Beschauer ein leichtes Schaudern einflößen konnten. Das Fremde ließ sich nicht bildungsästhetisch neutralisieren, es blieb auf die Mitwirkung und Vorstellungskraft seines Publikums angewiesen. Dieses konnte etwa bei den Ethnographica, die von der Hamburger Ausstattungs-Firma Umlauff in ihren Ausstellungsräumen präsentiert wurden, ein effektvolles Arrangement der Objekte bestaunen, bei deren Vertrieb das Unternehmen auch merkantile Erfolge sammelte. Fast unmerklich hatten sich entlang der künstlerisch und optisch generierten Bildwelten des 19. Jahrhunderts neue Formen des Schauens, Betrachtens und Beobachtens entwickelt (Crary 1996). Nach 1900 hat man sich den idealen Rezipienten des Fremden nicht mehr als vorsichtig reisenden Amateur vorzustellen, sondern als versierten Museums- und Ausstellungsbesucher, als passionierten Kolonialwarenkunden und Kinogänger. Mit seinen subjektiven und medienästhetischen Anteilen widersetzte sich das ethnologische Wissen einer rein sachlichen oder gar systematischen Behandlung. In einer für die gefestigte bürgerliche Sittlichkeit geradezu unerhörten Weise wirkten die Fund- und Schaustücke aus überseeischen Kulturen extravertiert und sinnlich aufgeladen. Die Grenze zwischen Wissenschaft und Voyeurismus war fließend, wie etwa die seit den 1880er Jahren beliebte Schaustellung von Menschen mit Ganzkörper-Tätowierungen belegt, bei der sich die gelehrte Lust am Abnormen, Monströsen oder Kuriosen mit einer flagranten circensischen Erotik verband. Die strikten Zensurauflagen für die Abbildung entblößter Körper, sie galten nicht für ethnographische Dokumentationen im Dienste der Wissenschaft. Auch Bildbände über Die Rassenschönheit des Weibes oder Das Weib im Leben der Völker, deren sexualisierte Posen die Grenze des interesselosen Wohlgefallens ganz offensichtlich zu unterlaufen trachten, gehören zum weitgesteckten Gegenstandsrepertoire des kulturellen Wissens vom Fremden.³⁷ Nicht nur in solchen Grenzfällen gilt: Der Darstellung als solcher schon wohnte ein sensualistisches surplus inne, dessen sittliche Folgen kaum einzuschätzen und noch schwieriger zu kontrollieren waren. In der affektiven und emotionalen Besetzung des ausgestellten Fremden zeigt sich dessen kulturelle Provokanz als Problem des Verstehens. Denn beunruhigend ist nicht das schlechthin Andere, sondern dasjenige, was im Habit des Fremden heimlich-unheimliche Resonanzen auslöst. Die Wechselwirkung von ego und alter trat als das entscheidende Momentum des ethnographischen Blicks hervor, als nach 1900 die Generation der »armchair«-Ethnologen durch das neue Ethos der »Feldforschung« abgelöst wurde. Statt Quellen- und Archivstudium war nun Autopsie gefragt, die aufwendige Reise zu entlegensten Regionen und Ethnien, der längerfristige Aufenthalt >vor Ort< und möglichst nahe den

³⁷ Vgl. in den Jahrzehnten um die Jahrhundertwende folgende Titel: Heinrich Ploss: Das Weib in der Natur und Völkerkunde (1885). Hg. v. Max Bartels. 2 Bde. 3. Aufl. Leipzig 1891; Johannes Ranke: Der Mensch (1893). 2 Bde. 3. Aufl. Leipzig 1911/12; Carl Heinrich Stratz: Die Rassenschönheit des Weibes (1901). 5. Aufl. Stuttgart 1904; Friedrich Ratzel: Völkerkunde. 2 Bde. 2. Aufl. Leipzig, Wien 1895; Emil Selenka: Der Schmuck des Menschen. Berlin 1900; Albert Friedenthal: Das Weib im Leben der Völker (1910). 2 Bde. Berlin 1922; und schließlich: Ferdinand von Reitzenstein: Das Weib bei den Naturvölkern (1923). Berlin 1931.

lebenden Studienobjekten. Das von Bronislaw Malinowski aufgestellte Prinzip der teilnehmenden Beobachtung stellt den ebenso ingeniosen wie riskanten Versuch dar, aus der Betrachterabhängigkeit des ethnographischen Forschens dessen wissenschaftliches Selbstverständnis zu gewinnen. Als methodische Haltungen sind empathische Teilnahme und distanzierte Beobachtung prinzipiell unvereinbar; im ethnographischen Lebensexperiment war ihr Konflikt nie auszuräumen, wie Malinowskis spät publik gewordene private Tagebuch-Mitschriften zu den offiziellen Beobachtungs-Protokollen verriet (Malinowski 1979, 1985). Voreinstellungen, Wünsche und Ängste des Ethnologen schreiben mit an den Ergebnissen; seine Texte sind, vergleichbar den Werken der Romanautoren und der Historiker, von rhetorischen und ästhetischen Figuren durchzogen.³⁸ Die reflexive Wendung des ethnologischen Wissens, der Weg vom Archiv fremdartiger Sitten und Gebräuche zur Aufmerksamkeit für die Zwischenposition des Beobachters, ist in der amerikanischen Writing Culture-Debatte als methodisches, aber auch als moralisches Problem bedacht worden.³⁹ Aus den Aporien der Ethnologie als einer Wissenschaft vom Fremden, die im eigenen Diskurs >die Anderen< zur Sprache kommen lassen will, erwachsen offenbar Motive und Fragestellungen, die eine besondere Affinität zu Literatur und literaturwissenschaft erkennen lassen: Erkundungen nach der subjektiven Autorschaft, der erzählerischen Perspektivierung und den Redeformen, nach Fiktionalität und Polysemie, Fragen nach der Projektion und Imagination anlässlich der Begegnung mit dem Fremden, nach der Darstellbarkeit von Gewalt; vor allem aber: Neugier, Erstaunen, Erschrecken. Die »Krise der Repräsentation« haben die ihre Erlebnisse und Ergebnisse der Feldforschung aufschreibenden Ethnologen empirischer erfahren als die am Schreibtisch die Texte erforschenden Philologen. Schon die als Vorläufer der neuerlich diskutierten Grenzüberschreitung zwischen Wissenschaft und Poesie geltenden Afrikareisenden Victor Segalen und Michel Leiris haben die Komplexität der Begegnung mit der Fremde und deren Präsenz im Schreibakt reflektiert. Der zugereiste Forscher teilt nicht nur mit, was er sieht und in Erfahrung bringt, sondern er registriert auch »das Echo seiner Präsenz«, den in der Konfrontation sich auswirkenden Transfer der Kulturen (Clifford 1988, 14). Eine im postkolonialen Zeitalter noch reklamierte »ethnographische Autorität« wird bezweifelt. Repräsentationskritik erscheint in der Form einer Sprachkritik, die die Erforschung eines vorsprachlichen mimetischen Potentials (Ritual und Magie) favorisiert und die kognitive Erkenntnisleistung hinter die darstellerische Vermittlung von Erfahrungen zurücktreten läßt. Abgelöst vom Subjektivitätsproblem wird diese Kritik vor allem dann relevant, wenn die diskursiven Bedingungen und Gestaltungsmöglichkeiten in den Blick kommen: die Beziehung zur fremden Kultur als Übersetzung, Transfer und Tausch. Wird die Frage nach Wesen, Authentizität und Ursprung ersetzt durch die Vorstellung einer un abgeschlossenen Übersetzung von Text zu Text, und wird die Beziehung zum Fremden als »Verhandlungssache« (negotiation) - wenn auch unter nach wie vor sehr ungleichen >Partnern< - konzipiert, so erscheint das Darstellungsproblem selbst als »displaced«,

³⁸ Auf dem Gebiet der Geschichtsschreibung hat dies exemplarisch Hayden White (1991) herausgearbeitet; für die Anthropologie vgl. Sahlins 1981; Fernandez 1991.

³⁹ 43 Clifford, Marcus 1986; Geertz 1990; Fabian 1983. Einen Überblick zur US-amerikanischen Debatte und ihrer europäischen Rezeption bieten Berg, Fuchs 1993; Bachmann-Medick 1996. Zum Verhältnis zwischen Ethnographie und Literatur aus deutscher Sicht vgl. weiterhin u. a. Harth 1994, Honold, Scherpe 2000.

transferiert und verschoben auf die Ebene des Austauschs von Bildern und kulturellen Symbolen. Methodisch riskante Überlegungen dieser Art, wie sie Stephen Greenblatt (1995) unter Berufung auf Paul de Mans Dekonstruktivismus anstellt (der sich wiederum auf Benjamins Übersetzer-Aufsatz bezieht), lassen erkennen, daß das für die Cultural Studies so interessant gewordene Verhältnis von Literaturwissenschaft und Ethnographie nicht einfach als interdisziplinär zu denken ist. Zu vergleichen ist die wechselseitige Beteiligung an einem kulturwissenschaftlichen Diskurs, in dem die Fremdheitserfahrung Anlaß für die Spezifizierung von politischen, sozialen und ästhetischen Erkenntnismomenten und Interessenahmen ist. Letztlich ist kaum eine kulturelle Diskrepanz-Erfahrung ohne ethnographisches Potential. Statt des Diskursideals einer intersubjektiven Vernunft scheint gegenseitige Fremdheit das Paradigma der Stunde. Zwar sind methodische und sachliche Rückschlüsse auf die Inkubationsphase des modernen Fremde-Wissens problematisch; doch läßt sich näherungsweise eine schon für die erste Phase deutscher Kulturwissenschaft um 1900 zutreffende Arbeitsplatzbeschreibung geben: Ethnographie betätigt sich als die methodisch pointierte Darstellung kultureller Verhaltensformen am Leitfaden der lebenspraktischen, experimentellen Erkundung von habituellen Unterschieden und kommunikativen Mißverständnissen. In diesem Sinne gehören demnach nicht nur Feldstudien unter, wie es bezeichnenderweise heißt, »wildfremden« Menschen zur ethnographischen Praxis, sondern auch binnenkulturelle Rezeptionsformen und exotistische Surrogate: die Inszenierung des Fremden in Museen und Völkerschauen, die Herstellung und Verbreitung exotischer Ikonographie in Zeitschriften und Reklame, der architektonische Einsatz orientalischer Stilizitate und »tropischer« Interieurs, die Jagd nach neuartigen ästhetischen Valeurs in Bild- und Wortkunst, nicht zuletzt die philosophische Hinwendung zum *pensee sauvage* magisch-animistischer Rituale oder zu den Religionen außereuropäischer Hochkulturen. All diese Bestrebungen, die so offensichtlich im Banne des Fremden stehen, be-
treiben auch, oder sogar überwiegend, Selbsterkundung; sie arbeiten an der Sichtbarkeit von Kultur durch Differenz. Im Lichte der exakten Wissenschaften nimmt sich dieses »kulturelle Wissen« als ein hölzernes Eisen aus. Die Bedeutung des Alltagswissens und seiner realitätskonstituierenden Kraft findet in der Wissenschaftstheorie höchstens als soziologisches Faktum Anerkennung,⁴⁰ kaum jedoch als eigenständige, epistemologisch legitimierbare Erkenntnisweise. Der in der Moderne prosperierende Bereich des >Fremde-Wissens< zeigt: Kulturelles Wissen impliziert ein Wissen über die Eigenart des Kulturellen. Beobachtung von Kultur setzt Distanz voraus, wenn nicht sogar ein Opak-Werden dessen, was den je eigenen Wahrnehmungsgewohnheiten transparent und darum unsichtbar bleibt. Als methodische Innovation ist das Verfremdungspotential des interkulturellen Blicks eng verbunden mit der Herausbildung kulturwissenschaftlicher Arbeitsweisen, die ihren Blick auf kollektive Symbolbestände, Mentalitäten und Praktiken am Außereuropäischen schulten. So reiste Aby Warburg 1896 durch das Gebiet der Pueblo-Indianer Neumexikos, um deren Maskentänze als

⁴⁰ Ausgangspunkt einer zumindest partiellen Rehabilitierung des kulturell sedimentierten Alltagswissens war Bergers und Luckmanns Arbeit über *Social Construction of Reality* (1966), deren Ansatz von späteren Sozialwissenschaftlern zu einer »sociology of knowledge« ausgearbeitet (E. Doyle McCarthy: *Knowledge as Culture. The new sociology of knowledge*. London, New York 1996) und mit einem ethnographischen Verständnis von Kultur verbunden wurde (vgl. Geertz 1993).

Paradigma heidnischer Religiosität zu studieren; doch waren die Rituale der Indios mehrfach überschrieben durch Schichten spanisch-katholischer und nordamerikanischer Erziehung und mußten gleichsam wie ein literarisches Palimpsest herauspräpariert und entziffert werden.⁴¹ Gerade in Archäologie und Kunstgeschichte wird Alterität zur entscheidenden Signatur der Gegenstände. Neben dem Soziologen Karl Mannheim hat insbesondere die Ikonographie Erwin Panofskys die konstitutive Leistung der aufgekündigten Sinntransparenz betont.⁴² An Gesten, Posen und weiteren Körper signalen, die in der europäischen Alltagskultur einen genau definierten pragmatischen Aussagewert haben, lehrt Panofsky das Arbiträre, die kulturelle Konstruktion zu sehen - durch Verfremdung, also den Hinweis auf abweichende Semantisierung dieser Gesten in anderen Kulturen.⁴³ Das nur scheinbar naturwüchsige Band zwischen Körpersprache und Bedeutung wird gelockert. Dadurch erst kann »Verkörperung« als kulturelle Zeichenpraxis und performative Dimension in der Kulturanalyse eine Rolle spielen. Die Wurzeln derartiger Einsichten, die im anthropological turn der Geisteswissenschaften ebenso produktiv wurden wie bereits in den ästhetischen Verfremdungs-Schulen der Moderne (bes. des Surrealismus und des Brechtschen Theaters), reichen weit zurück - mindestens bis zum Entdecker-Enthusiasmus der Aufklärung und seiner Ansätze einer reflexiv verfremdeten Selbstbeobachtung, wie sie die Swiftsche Gulliver-Figur oder Montesquieus *Lettres persanes* unternehmen. Ähnlich wie die *camera obscura*, und doch mit ganz anderen Mitteln und Absichten, sind die ästhetischen Experimente, die Collagen und Montagen der Moderne darauf aus, etablierte Sehgewohnheiten auf den Kopf zu stellen. Es ließe sich hier der große Bogen ästhetisch induzierter Lernprozesse einer verfremdenden Selbstaufklärung nachzeichnen, der von Swift bis Brecht, oder von den Indianern Montaignes bis zu jenen Hubert Fichtes in seiner Geschichte der Empfindlichkeit führte. Ein Lernprozeß der fortschreitenden Entzauberung eurozentrischer Illusionen, in dem Poesie und Wissen gleichermaßen und mit je eigenen Mitteln ihre Anteile hatten. Doch verdeckte eine derart angeordnete Wissenschaftserzählung den wichtigsten, markantesten Einschnitt in der Geschichte außereuropäischer Kulturkontakte: die Erfahrung des Kolonialismus, mit der das signalen, die in der europäischen Alltagskultur einen genau definierten pragmatischen Aussagewert haben, lehrt Panofsky das Arbiträre, die kulturelle Konstruktion zu sehen - durch Verfremdung, also den Hinweis auf abweichende Semantisierung dieser Gesten in anderen Kulturen.⁴⁴ Das nur scheinbar naturwüchsige Band zwischen Körpersprache und Bedeutung

⁴¹ Aby M. Warburg: Schlangenritual. Ein Reisebericht. Berlin 1988, 10.

⁴² Karl Mannheim: Beiträge zur Theorie der Weltanschauungs-Interpretation (1922). In: Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk, hg. v. Kurt H. Wolff. Berlin, Neuwied 1964, 91-154; Erwin Panofsky: Ikonographie und Ikonologie (1939). In: Ekkehard Kaemmerling (Hg.): Bildende Kunst als Zeichensystem 1: Ikonographie und Ikonologie. Köln 1979, 207-225.

⁴³ Panofsky erläutert die kulturelle Bedingtheit solcher Gesten am Beispiel des Hutziehens: »Weder von einem australischen Buschmann noch von einem alten Griechen könnte man die Erkenntnis erwarten, daß das Ziehen des Hutes nicht nur ein praktisches Ereignis mit gewissen ausdruckshaften Nebenbedeutungen ist, sondern auch ein Zeichen der Höflichkeit.« (Ikonographie und Ikonologie, 208.). Berlin, Neuwied 1964, 91-154; Erwin Panofsky: Ikonographie und Ikonologie (1939). In: Ekkehard Kaemmerling (Hg.): Bildende Kunst als Zeichensystem 1: Ikonographie und Ikonologie. Köln 1979, 207-225.

⁴⁴ Panofsky erläutert die kulturelle Bedingtheit solcher Gesten am Beispiel des Hutziehens: »Weder von einem australischen Buschmann noch von einem alten Griechen könnte man die Erkenntnis erwarten, daß das Ziehen des Hutes nicht nur ein praktisches Ereignis mit gewissen ausdruckshaften Nebenbedeutungen ist, sondern auch ein Zeichen der Höflichkeit.« (Ikonographie und Ikonologie, 208.).

wird gelockert. Dadurch erst kann »Verkörperung« als kulturelle Zeichenpraxis und performative Dimension in der Kulturanalyse eine Rolle spielen. Die Wurzeln derartiger Einsichten, die im anthropological turn der Geisteswissenschaften ebenso produktiv wurden wie bereits in den ästhetischen Verfremdungs-Schulen der Moderne (bes. des Surrealismus und des Brechtschen Theaters), reichen weit zurück - mindestens bis zum Entdecker-Enthusiasmus der Aufklärung und seiner Ansätze einer reflexiv verfremdeten Selbstbeobachtung, wie sie die Swiftsche Gulliver-Figur oder Montesquieus Lettres persanes unternehmen. Ähnlich wie die camera obscura, und doch mit ganz anderen Mitteln und Absichten, sind die ästhetischen Experimente, die Collagen und Montagen der Moderne darauf aus, etablierte Sehgewohnheiten auf den Kopf zu stellen. Es ließe sich hier der große Bogen ästhetisch induzierter Lernprozesse einer verfremdenden Selbstaufklärung nachzeichnen, der von Swift bis Brecht, oder von den Indianern Montaignes bis zu jenen Hubert Fichtes in seiner Geschichte der Empfindlichkeit führte. Ein Lernprozeß der fortschreitenden Entzauberung eurozentrischer Illusionen, in dem Poesie und Wissen gleichermaßen und mit je eigenen Mitteln ihre Anteile hatten. Doch verdeckte eine derart angeordnete Wissenschaftserzählung den wichtigsten, markantesten Wissen Einschnitt in der Geschichte außereuropäischer Kulturkontakte: die Erfahrung des Kolonialismus, mit der da vom Fremden zwar erhebliche Materialquellen und Handlungsoptionen hinzugewonnen, aber zugleich unermeßliche Spielräume an ästhetischer und kultureller Sensibilität eingebüßt hat. Auch in seinen kulturwissenschaftlichen und künstlerischen Aspekten ist die Geschichte des Fremden nicht zu denken ohne das koloniale Projekt der modernen europäischen Nationalstaaten und seine folgenreiche Täter-Opfer-Dramaturgie. Die kulturelle Bedeutung des Kolonialismus in Deutschland übersteigt den relativ schmalen Zeitkorridor der politisch und militärisch ausgeübten Kolonialherrschaft, mit dem sie gleichwohl vielfach verflochten ist. Darum erscheint es sinnvoll, mit der Frage nach der Rolle des Fremden innerhalb der deutschen Kulturgeschichte gerade in diesem Zeitraum einzusetzen.

v

Das hier vorgelegte Unternehmen einer deutschen Kulturgeschichte des Fremden konzentriert sich auf die Zeit des zweiten Kaiserreichs, die durch die historisch singuläre Konjunktur von nationalstaatlichen Gründungsaktivitäten, tiefgreifenden wissenschaftlichen wie kulturellen Umbrüchen und nachholendem Kolonialismus gekennzeichnet ist. Angestrebt wird keine weitere Geschichte des deutschen Kolonialismus,⁴⁵ wohl aber die Rekonstruktion einer spezifischen, auch im Zeichen des Kolonialen stehenden Konstellation. Für ein kulturhistorisches Projekt bedeutet dieser Fokus ein steiles Gefälle in doppelter Hinsicht. Auf der Grundlage einer vergleichsweise schmalen Zeitspanne von knapp fünf Jahrzehnten sind Entwicklungen zu beschreiben, deren Zusammenhänge von den europäischen Entdeckungsreisen bis in die gegenwärtige postkoloniale Situation reichen; zugleich aber liegen disparate Tendenzen in einer faktischen Engführung und Überlagerung vor, deren Komplexität es gleichermaßen erschwert, einzelne Bereiche herauszugreifen oder

⁴⁵ Zum Stand der historischen Aufarbeitung des deutschen Kolonialismus v.a. Gründer (1995, 1999) und Osterhammel 1995; als interdisziplinäre Zusammenfassungen einzelner area studies: Hiery 2001, Mabe 2001; aus kulturgeschichtlicher Perspektive van der Heyden, Zeller 2002, ferner Honold, Simons 2002, Kundrus 2003.

summarische Ergebnisse zu formulieren. Wie immer die gesellschaftliche, wirtschaftliche, wissenschaftliche und ästhetische Moderne in Deutschland zu bestimmen sein mag: sie formierte sich in den Dekaden vor und nach der Jahrhundertwende von 1900. In die wilhelminische Epoche fiel die Hauptphase des literarischen und künstlerischen Exotismus, hier setzte auch das Genre des populären Reise- und Abenteuerromans enorme Produktivität frei. Im Zuge der zunehmenden Verwissenschaftlichung der Geographie⁴⁶ - Mitte des Jahrhunderts noch das Betätigungsfeld letzter Universalgelehrter (A. v. Humboldt) und journalistischer Reiseschriftsteller (z. B. Humboldts Ziehsohn Balduin Möllhausen) -, entstanden eine Reihe bedeutender geographischer Verlage und Editionen: in Berlin u. a. Heinrich Kiepert, Dietrich Reimer, in Leipzig Meyers Bibliographisches Institut (das u. a. die Reihen Allgemeine Länderkunde und Meyers Reisebücher verlegte), in Gotha der bereits 1785 gegründete Verlag Justus Perthes, der außer dem Adelsverzeichnis des Genealogischen Hofkalenders vorwiegend kartographische Werke und seit 1855 Petermann's Geographische Mitteilungen herausbrachte, nicht zuletzt die Verlagsbuchhandlung Westermann in Braunschweig, die mit ihrem 1883 erstmals erschienenen Diercke-Weltatlas ein bekanntes Standardwerk des Schulunterrichts kreierte und mit Westermanns illustrierten deutschen Monatsheften (1856-1906) landeskundliche Themen popularisierte. Von fremden Weltregionen und Kulturen berichteten auch andere der zahlreichen, weitverbreiteten Familienblätter, darunter neben der sprichwörtlichen Gartenlaube (1853/1943/44) etliche, denen die geographisch-exotische Ausrichtung bereits am Titel ablesbar war, wie etwa Ober Land und Meer (1858-1925), Nord und Süd (1877-1930) oder Aus allen Weltteilen, ein Illustriertes Familienblatt für Länder- und Völkerkunde (1870-1898).⁴⁷ Die Neuordnung des akademisch-universitären Gefüges nach der Reichsgründung führte, flankiert durch koloniale Agitation wie durch die pädagogischen und kirchlichen Missionsbestrebungen, zu einer intensivierten Beschäftigung verschiedener Wissenschaften mit Schauplätzen, Akteuren und Zeugnissen außereuropäischer Kulturen. Fachdisziplinäre Spezialisierungen etwa der Linguistik afrikanischer Stammessprachen, der Musikethnologie oder der Tropenmedizin, nicht zuletzt auch die explorativen Leistungen der Geographie, entwickelten sich zunächst unabhängig von der politischen Kolonialpraxis; sie nutzten gleichwohl die kolonialisierten Gebiete als willkommene Materialressourcen und Einsatzräume und bezogen hieraus wesentliche Impulse für ihre Institutionalisierung. Für die Forschungsreisenden wurden vorab detaillierte Fragenkataloge, Erhebungsbögen und Notationsformen festgelegt, in deren

⁴⁶ Die disziplinäre und akademische Etablierung der Geographie war eine preußische und vorrangig militärisch motivierte Initiative. Der 1820 an die Berliner Universität berufene erste deutsche Lehrstuhlinhaber für physische Geographie, Carl Ritter, versah neben seinem Lehramt noch eine Dozentenstelle an der Berliner Allgemeinen Kriegsschule. Erst fünfzehn Jahre nach Ritters Tod wurde die Stelle 1874 mit Heinrich Kiepert wiederbesetzt, dessen historische Auslegung des Faches 1886 durch die Berufung des für physische Geographie zuständigen Ferdinand von Richthofen kompensiert wurde (Zögner 1987, 85f.). »Die Richtlinien des preußischen Kultusministers Adalbert Falk zur Gründung geographischer Lehrstühle im Jahre 1874 führten dazu, daß sämtliche preußische Universitäten, die bis dahin noch nicht über einen Geographielehrstuhl verfügten, in rascher Folge bis Ende der siebziger Jahre Ordinariate erhielten.« (Baumgarten 1997,88).

⁴⁷ 50 Weitere einschlägige Familien-Zeitschriften mit geographischen und ethnologischen Themen waren: Daheim (1864-1944), Vom Fels zum Meer (1881-1917), Globus. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde (1862-1910) sowie Aus allen Zeiten und Landen. Illustrierte Monatsschrift für Geschichte und Biographie, Kulturgeschichte und Ethnographie (1882/1885).

Paßform die Reaktionen der beforschten Ethnien einzuordnen waren. Bei größeren Expeditionen wurde, wie vormalig den Malern und Zeichnern, den mitreisenden Photographen und ihrer chemo-physikalischen Apparatur die visuelle Erfassung der fremden Welten überantwortet. Hinzu kam der spontan gesammelte Bilder- und Anekdotenschatz, den die Missionare und Siedler, die reisenden Händler und Kolonialbeamten anhäuferten. Im Verbund mit den wissenschaftlichen und den politisch-militärischen Initiativen bildete sich ein Fächer von Institutionen (Körperschaften, öffentliche Einrichtungen, Publikationsmedien), die sich der Erkundung außereuropäischer Kulturen und Regionen widmeten und auch der Vermittlung des daraus erwachsenden Wissens- und Objektbestandes. Parallel hierzu eroberte das Fremde den heimischen Wahrnehmungsraum mit Reiseerzählungen und Reportagen von fernen Ländern, als Photographie in vielfältigen Distributionsformen, als Spektakel auf Völkerschauen oder im Zirkus, als Illusionsraum in Panoramen und Dioramen, nach der Jahrhundertwende als Sensation, die der Kinematograph einführte; in der anthropologischen Studiophotographie dominierte die kontrollierte Wildheit »stimmungsvoller« Atmosphäre. Seit den neunziger Jahren etablierte sich als Vermittlungsform visueller Anthropologie vor allem der populäre Lichtbildvortrag in Bildungseinrichtungen wie der Berliner Urania, der die populäre Anschauungsform mit beherrschendem Anspruch verband. Die massenhafte Verbreitung von Bildern und Markenzeichen durch Presse und Reklame brachte tropische, orientalische und indianische Requisiten in die bürgerlichen Wohnstuben, machte die Sinnzeichen des Fremden greifbar und alltäglich. Zur Entwicklung einer konsumfreudigen Warengesellschaft unter hochtechnischen Bedingungen trug der Handel, mehr noch die Werbung mit »Kolonialwaren« erheblich bei. Von paradiesischer Einfalt und sinnlichen Genüssen sprachen ihre Embleme; auch in jenen Märchen, Mythen und Liedern aus fremden Erdteilen, die von Ethnologen oder Musikwissenschaftlern gesammelt und zu populären Anthologien zusammengestellt wurden, schienen vorzivilisatorische Energien wieder lebendig zu werden. In mannigfachen Formen zeigte sich das Fremde als lauter Vorbote oder stiller Begleiter des Neuen. Auch und gerade dort, wo seine Botschaften aus unvorstellbaren, archaischen Zeiten herzurühren schienen, erwies sich das Maß an gesellschaftlicher Aufmerksamkeit für sie als ein Gradmesser für die Entbindung von Traditionen. Im Inneren wie Äußeren war das Gerüst obrigkeitsstaatlicher Hierarchien und überkommener Wertordnungen einer Erosion durch sich beschleunigende Transformationen ausgesetzt. Geld- und Warenströme, Verkehrs- und Produktionskapazitäten, schließlich die raumüberwindenden Kommunikationsnetze von Telephon und Telegraph wuchsen schneller als die soziale und geistige Mobilität. International agierende Aktiengesellschaften und ingenieurstechnische Pioniertaten verbanden sich zu schwindelerregenden Großprojekten wie dem Bau des Suezkanals oder der Bagdadbahn - nicht zu reden vom Bin

nen-Verkehrsnetz Mitteleuropas, den großen Alpen-Traversen oder dem Nord-Ostsee-Kanal. Die schneidende Dynamik der Industrialisierung fand ihr Gegenstück, so läßt sich dem Sensorium des poetischen Realismus entnehmen, in der nachgiebigen Plüschwelt weicher, üppiger Interieurs. Ebenso paradox der stramme Auftritt Preußens, welcher das kulturell amorphe Reichsgebilde mit soldatischem Zentralismus zu straffen suchte: Trotz hypertroph ausgeprägter Sekundärtugenden propagierte Preußens Führung kein anderes Ziel, als es auch die ebenfalls im Kaiserreich inaugurierte Mittelmeer-Touristik für Pauschalreisende

versprach: den vielbeschworenen »Platz an der Sonne«. Dorthin also, wo >die anderen< vermeintlich längst waren. Ein verspätetes Reich, das zugleich auf älteste Legitimität pochen zu können glaubte; auf dieser Ungleichzeitigkeit basiert der ressentimentgeladene Dezisionismus in Sachen deutscher Nationalkultur. Schon mit den drei für die Reichsbildung konstitutiven Grenzkriegen von 1864, 1866 und 1870 zeigte sich die prekäre Identität des deutschen Nationalstaates als Objekt vehementer In- und Exklusionsbedürfnisse. Das durch die kleindeutsche Lösung ausgegrenzte Österreich nahm innerhalb der Habsburgermonarchie eine seit dem 1867 erzielten Verfassungsausgleich mit Ungarn nicht minder prekäre Stellung ein. Faktisch war Österreich aus einem *avant la lettre* multikulturellen Nationenverband der »im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder« zusammengesetzt, so die offizielle und hölzerne Sprachregelung. Niemandem war es da zu verübeln, so die spöttische Beobachtung Robert Musils angesichts der kulturellen Zerfallserscheinungen während der letzten Kriegsjahre, »wenn er sich lieber nach seiner Umgangssprache kurz als Deutscher, Italiener, Ruthene, Tscheche usw.«⁴⁸ bezeichnete. Des Schriftstellers wirkungsmächtigem Einfall folgend, ist das unaussprechliche österreichische k.u.k.-Gebilde postum als »Kakanien« prominent geworden und hat unter diesem Namen erst jüngst auch seine koloniale Kulturgeschichte aufzuarbeiten begonnen (vgl. Müller-Funk et al., 2002). Für das kakanische Österreich lag das Konfliktpotential eher in der Frage der kulturellen Hegemonie als in jener der territorialen Grenzziehung. Wieder anders konnte sich eine alltägliche Dynamik des Fremden im viersprachigen Raum der Schweizer Literatur und Kultur ausprägen (vgl. Caduff 1997). Im deutschen Kaiserreich bestand die implizite kulturpolitische Agenda darin, die arbiträren geopolitischen Konturen des Landes in eine homogene, wesenhaft durchdrungene Gestalt zu verwandeln. Diesem Ansinnen diente beispielhaft die »Ausmalung der historischen Stätten des Reichs«, bei der repräsentative oder symbolträchtige Bauten buchstäblich mit Geschichte ausgestattet wurden; der Dom zu Speyer, die Aachener Pfalzkapelle, die Marienburg in Ostpreußen, die Goslarer Kaiserpfalz und auch das Berliner Zeughaus erhielten Wand- und Deckenbilder, deren Historie im schwarz-weiß-roten Triumph der Versailler Kaiserproklamation zu enden beliebt. Als exotische Variante dieser überladenen Geschichtsdidaktik erfolgte zeitgleich »die Ausmalung der Aulen und Festräume in Gymnasien und Schulen sowie der Rathäuser und Verwaltungsbauten der Bahnhöfe nicht zu vergessen«.⁴⁹ In Wandfresken, heroischen Denkmälern, Gedenkzeremonien und großen Festen zelebrierte sich der neue Nationalstaat als imaginäre Wiederbegründung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Zur Eröffnung des Reichstags am 1. März 1871 ließ Kaiser Wilhelm I. eigens den Goslarer Kaiserstuhl herbeischaffen, Barbarossas erzenen Thron. Als Implantate deutscher Reichstradition fungierten das Hermannsdenkmal Ernst von Bandels im Teutoburger Wald, das Niederwalddenkmal mit der Germania Johannes Schillings oder das Kyffhäuserdenkmal am Rande des Harz. Auch die Reichssymbole Eiche und Adler bekräftigten mit ihrer heraldischen Botschaft die Absicht, das Erbe des Mittelalters als

⁴⁸ 51 Robert Musil 1917 in der Bozener Soldatenzeitung; zit. n. Elena Giovannini: Der Parallel-Krieg. Zu Musils Arbeit in der »Soldatenzeitung«. In: Musil-Forum 13/14 (1987/88), 88-99, hier 91. In leicht abgewandelter Form fand diese Feststellung Eingang in das 98. Kapitel von Musils *Romans Der Mann ohne Eigenschaften* (Reinbek 1978, 451). Vgl. hierzu Alexander Honold: Das andere Land. über die Multikulturalität Kakanien. In: Gunther Martens (Hg.) *Musil anders* (im Druck).

⁴⁹ Wolf gang Freiherr von Löhneysen: Der Einfluß der Reichsgründung von 1871 auf Kunst und Kunstgeschmack in Deutschland. In: *Zeitschrift für Religion und Geistesgeschichte* 12 (1960) 1, 17-44, 28.

würdevollen Resonanzraum heranzuziehen. Einen nüchtern kalkulierenden Betrachter wie den späteren AEG-Direktor Walter Rathenau reizte das historisierende Gewand seiner Vaterstadt Berlin zu spöttischen Kommentaren: »märchenhafte Fassade«, »polytechnische Bierphantasien«, »Reminiszenzen vom Broadway, von Italien, Ägypten«, derlei Impressionen verbanden sich in der Reichshauptstadt zum Kaleidoskop des Ungleichzeitigen und Ortlosen.⁵⁰ Denn wie die rückwärtige, so diente auch die auswärtige Expansion der Entfaltung nationaler Identität. Darin war das wilhelminische Reich kein Einzelfall. Die These vom deutschen Sonderweg ist als Interpretament auch in Studien zum deutschen Kolonialismus verschiedentlich aufgetreten. Sowohl die Kontinuitätslinie eines spezifischen Rassismus wurde als nationale Besonderheit verbucht wie, kontrovers dazu, die in positivem Sinne reklamierte Tugend einer einfühlbaren, verstehenden Beziehung zum Fremden.⁵¹ Richtig ist: Im Unterschied zu den britischen, niederländischen, französischen oder gar spanischen Kolonialunternehmen, die in frühmoderne Zeit zurückreichen, beginnt Deutschlands staatlich getragene Kolonialherrschaft mitten in der wirtschaftlich-technischen Hochmoderne. Prozesse der sozialen, kulturellen und auch wissenschaftlichen Differenzierung werden auf den kolonialen Aktionsfeldern nicht überwunden, sondern reproduziert, wie etwa die zerfahrenen Debatten auf den Kolonialkongressen zeigen. Wortreichen Beschwörungen einer imaginären nationalen Mission stehen heftig artikulierte Partikularinteressen von Politik und Wirtschaft, Kirche und Wissenschaft gegenüber. Wenn, wie Nicholas Thomas in *Colonialism's Culture* zeigt, selbst innerhalb einzelner Nationen und Territorien von kolonialen Projekten nur im Plural die Rede sein kann, so geben die deutschen Kolonialbestrebungen mit ihrem auffälligen Mangel an Kohärenz dafür ein besonders typisches Beispiel ab. So sind etwa die Afrikaforschungen deutscher Völkerkundler der politischen Kolonialpraxis weit vorausgegangen und konnten - obwohl durchaus mit kolonisierendem Ehrgeiz verbunden - von dieser nur selektiv für eigene Zwecke nutzbar gemacht werden. Ein Akteur wie Leo Frobenius sah das Leistungsangebot seiner Disziplin für die Erfordernisse der »praktischen Kolonialpolitik« darin, »daß sie die Naturvölker verstehen und erziehen lehrt«,⁵⁵ doch für seine eigenen Feldforschungen wählte er beharrlich und demonstrativ solche Regionen, die außerhalb der deutschen Schutzgebiete lagen, etwa den Kongo-Kassai, den Senegal, Algerien und den Sudan. Darin setzte er die Tradition seines Lehrers Adolf Bastian fort, der in den 1850er Jahren mit zielstrebigem Elan vorwiegend jene Landstriche Afrikas bereist und erschlossen hatte, die wenig später die Hauptbestandteile des belgischen Kolonialreiches bilden sollten. Wissenschaftliche und militärische Eroberungszüge verliefen weitgehend parallel, mit erstaunlich geringen Berührungen. Bei aller imperialen Konkurrenz, die über Jahrzehnte hinweg auf dem Ersatzschauplatz Afrika ausgetragen wurde, war der wissenschaftliche und kulturelle Kolonialismus doch überwiegend ein europäisches, die territoriale Kolonialherrschaft hingegen ein nationalistisches Projekt. Etwas angestrengt

⁵⁰ Walter Rathenau: *Vaterstadt Berlin* (1899). In: Ders.: *Schriften*. Berlin 1965, 41f.

⁵¹ 54 Während Russell Berman in seiner Studie *Enlightenment or Empire* (1998) davon ausgeht, daß auf grund ihrer geographisch-kulturellen Marginalität die deutsche Kultur gleichsam eine Affinität zu subalternen überseeischen Kulturen ins Spiel gebracht habe, kommt Susanne Zantop, ebenfalls von dem Befund dieser Marginalität ausgehend, zu dem entgegengesetzten Schluß einer auf grund ihres nachholenden Charakters besonders aggressiven Form der kolonialwissenschaftlichen Bemächtigung; das deutsche Reich habe hierbei auf bereits im 18. Jahrhundert entwickelte rassistische Kategorien der Anthropologie zurückgreifen können (Zantop 1997; vgl. Friedrichsmeyer et al. 1998).

klassifizierten Historiker die gesamte Epoche im Hinblick auf ihren gewaltsamen Zusammenbruch im Ersten Weltkrieg als Zeitalter des Hochimperialismus. Vergegenwärtigt man sich die Mischung aus überkommenem Pomp und amorphen Modernität, so bietet sich als mentalitätsgeschichtlicher Zugang eher der von Martin Doerry für die Generation nach der Reichsgründung aufgebrachte Begriff der »Übergangsmenschen«⁵² an. Diagnosen des Transitorischen finden sich nicht nur in der Pariser Poesie Baudelaires, sondern mit großem Scharfblick auch in den Berliner Romanen Theodor Fontanes. Hinter den imperialen Gesten vollziehen sich Übergänge ins Unabsehbare, bei denen die Emphase des Fortschritts ersetzen muß, was an Herkunfts- und Zielbewußtsein fehlt. Exotische Wunschträume und koloniale Kraftmeierei waren eher Begleitumstände einer Krise der europäischen Nationalstaaten als der Ausdruck ihrer selbstbewußten Machtentfaltung. Statt der fälligen gesellschaftlichen und kulturellen Neuorientierung verschaffte der Aufbruch in überseeische Gefilde Zeitgewinn, Entlastung oder schlicht Abwechslung; letztlich aber ging es um Selbstbestätigung zu einem Zeitpunkt, als dieses Selbst denkbar unklar geworden war. In der vermeintlich geschichtslosen Weite des afrikanischen Kontinents oder der pazifischen Inselwelt glaubten die Kolonialakteure ihre historische Mission zu finden; und in gewisser Weise beschreibt die Chronik kolonialer Gewaltherrschaft tatsächlich auch ein Kapitel der Seelengeschichte Europas. In Conrads *Heart of Darkness* kehren die wohlgefaßten Fluten der Themse sich gegen jene scheinbar uferlosen des Kongo, denen selbst unvorstellbare Gewalt keine dauerhaften Spuren einzuprägen vermag. Doch gerade diese Einkerbung von Spuren, Markierungen und Hoheitszeichen in den fremden Raum ist eines der beharrlichsten kolonialen Phantasmen. Am Kartentisch gewogene Grenzlinien, militärisch bewehrte Stützpunkte und trassierte Handelsrouten schreiben sich einer nur scheinbar noch ungeformten Landschaft ein. Solide befestigte Eisenbahnschienen des Frankfurter Bauunternehmens Philipp Holzmann, von afrikanischen Arbeitern unter katastrophalen Bedingungen verlegt, durchzogen seit den 1890er Jahren das ostafrikanische Usambara-Hochland, nachdem die zunächst errichteten Holzbohlen ein Opfer des Termitenfraßes geworden waren. Und wenn der imposante Gipfel des Kilimandscharo 1889 vom Sproß einer Leipziger Geographenfamilie »erobert« werden mußte, so war dieser symbolische Akt in seiner unfreiwillig parodistischen Beschwörung der Ästhetik des Erhabenen gleichsam der umgestülpte Abdruck einer deutschen Leerstelle. So einsam aufragend wie die schneebedeckte Höhe des knappen Sechstausenders aus dem flachen Hochland der Savanne, so und nicht anders verkörperte sich im Verständnis des deutschen Afrikareisenden die koloniale Herrschaft im Raum, die Herrschaft über den Raum. Die deutschen Lande dagegen, sie entbehrten eines solchen kulturgeographischen Mittelpunktes. Den vielbeklagten phantasmagorischen »Verlust der Mitte« konnte weder Barbarossas Kyffhäuserhöhle heilen noch das Bayreuth Richards Wagners; selbst das Jugendtreffen des deutschen Wandervogels auf dem Hohen Meißner bei Kassel 1913 kreist um die Suche nach einem sinnfälligen idealtopographischen Zentrum. Eine - aus späterer Sicht bemerkenswert tragfähige - Antwort des Reichs bestand darin, den archimedischen Punkt einer ideellen Sinnmitte durch Requisiten des Fremden zu besetzen, und somit in seiner Qualität als das »ganz Andere« zugleich

⁵² Leo Frobenius: *Völkerkunde und Kolonialpolitik*. In: *Deutsche Kolonialzeitung* 16 (1899) 36,331. 56 Nach einem wenig bekannten Drama Ernst Lohwags aus dem Jahre 1903.

präsent und vakant zu halten. In der Hauptstadt wurden knapp zehn Jahre nach der Reichsgründung im Triumphzug die Überreste eines antiken Tempelfrieses in Empfang genommen. Auf der von der Spree umflossenen Berliner Museumsinsel fügte man die Grabungsfunde aus Babyion und Kleinasien zu einer einzigartigen museumsarchitektonischen Anordnung zusammen; mit den neu arrangierten Bauteilen des Pergamonaltars erhielt die archäologische Suche nach dem Fremden inmitten der deutschen Hauptstadt ein Zentrum von geradezu kultischem Gepräge. Das Symptomatische des Vorgangs liegt in der, mit Nietzsche gesprochen, »doppelten Optik«, die er supponiert. Hier wurde nicht etwa die bruchlose Wiederaufrichtung antiker Größe im Zeichen der wilhelminischen Nationalkultur betrieben, sondern mit prächtigsten Mitteln die ambivalente Logik einer kulturell drapierten Kulturlosigkeit zelebriert. Die Vakanz im Zentrum des neuen Reichs mit den dekonstruierten Fragmenten archaischer Kultobjekte zu besetzen, entblößte drastisch dessen zivilisatorische Defizite und kulturellen Usurpationsbestrebungen. So manifest zeigte sich die Dialektik der Anerkennung durch das Fremde respektive für das Fremde nicht in jedem Falle. Doch ist auch in anderen Bereichen der Blick nach draußen prinzipiell doppelt codiert; er verrät mindestens ebensoviel über den Zustand und die Interessen des Blickenden wie über die Eigenschaften der Erblickten.

Kulturelle Hegemonie entsteht im Kaiserreich über die Beziehung zum Fremden. Aus dieser Einsicht, die dem Unternehmen einer deutschen Kulturgeschichte des Fremden als eine Art Anfangsverdacht vorausging, ergaben sich auch methodische Konsequenzen. Die Präsenz des Fremden in den Diskursen und Medien der Epoche hat jenseits des thematisierten Sachgehalts auch einen symptomalen Stellenwert, gleicht einem »Spiel über Bande«. Das Fremde zeigt sich mit wechselnden Schauplätzen und Akteuren verbunden, aber immer auch

als Funktion in der kulturellen Selbstverständigung. In diesem Sinne geht es um eine »deutsche« Geschichte des Fremden. Den Mechanismen solchen Doppelspiels nachzugehen, setzt voraus, die Aufmerksamkeit nicht an den Grenzen vorgegebener Epochen oder Disziplinen entlanglaufen zu lassen, sondern sie auf mögliche Punkte des Übergangs, der Verzweigung zu richten und dort, an diesem je besonderen Zeitpunkt und Ort, für die Dauer des historischen Momentums »einrasten« zu lassen. Nicht der alles überwölbende Sinnbogen der Geschichte ist auszuführen; bezeichnet werden die vielen kleinen Weichen und Knotenpunkte, an denen sich disparate Tendenzen zusammenschließen, trennen oder auch nur kreuzen. Der Aufbau dieser Geschichte des Fremden ist mosaikartig. Der Band ist aus einer Vielzahl eng fokussierter, knapper Einzeleinträge zusammengefügt - ohne den illusionären Anspruch, aus der Summe der Bausteine ließe sich ein Gesamtbild erstellen. Wichtiger erschien es, jedem der Beiträge auf je eigene Weise die Aufgabe zuzumuten, über den Tag und Anlaß hinaus einen besonderen, damit verbundenen Problemzusammenhang herauszustellen. Die exponierten Daten, Ereignisse und Fallgeschichten sind disparate Partikel, deren Bruchkanten in der schlaglichtartigen Beleuchtung merklich hervortreten. Sie gewinnen Signifikanz erst durch das Wechselspiel von lokaler Konkretion und übergreifendem Beziehungssinn, das jeder Eintrag herzustellen versucht; dieses war für die Auswahl entscheidend. Ein Datum ist dann bedeutsam, wenn es aus unterschiedlichen Perspektiven bedeutsam ist, also selbst ein Ereignis im Sinne eines Knoten- oder

Kulminationspunkts darstellt. Dann erfüllt es eine »Erschließungsfunktion«, d. h. es kann weitere Kontexte sichtbar machen. Innerhalb der einzelnen Datums-Fenster öffnen sich Einblicke in die *longue durée*, in motivgeschichtliche oder sachsystematische Linien. Auch detaillierte Werkanalysen und mediengeschichtliche Exkurse finden in diesem Zusammenhang ihren Ort. Im seltenen darstellerischen Glücksfall - doch in der Wirklichkeit immer - bilden Ereignis und Struktur keine Gegensätze, sondern korrespondierende Größen. Hinter jedem Datum verbergen sich eigene Zeitverhältnisse, die auch über die Grenzen des historischen Rahmens hinausweisen können. Trotz der auf der Zeitachse fortlaufenden Datumsreihe er scheint zuweilen, wie dies für den New Historicism in programmatischer Weise kennzeichnend war,⁵³ der diachrone Progress suspendiert zugunsten der Ermittlung von Gleichzeitigkeit. Alle Einträge haben ihre historisch-chronologische Stelle auf der Zeitskala, doch richten sie sich auf längerfristige Vorgänge und verzweigte Zusammenhänge. Da diesen jede andere Reihenfolge ebenso äußerlich wäre, wie es das rein chronologische Raster ist, haben wir die entlang der Datierungs-Markierungen entstandene Ordnung als sichtbaren Ausdruck sachlich begründeter Kontingenz akzeptieren (und schätzen) gelernt. Denn die Tage, Monate und Jahreszahlen transportieren nicht mehr als die partikuläre Eigenschaft, winzige Stichproben zu sein. Zufälligkeiten, bedingt durch Quellenlage, disziplinäre Kompetenzen und subjektive Interessen, sind vermutlich jedem der Einträge anzulasten. Mit jedem Zugewinn an Konkretisierung wurde die Liste hochrangiger unberücksichtigter Themen nicht kürzer, sondern länger. Dennoch hoffen wir, daß sich etwaige Schlagseiten und zweifellos vorhandene Zeichen der Willkür im Gesamtproporz dieses Bandes ausmitteln werden, und vor allem, daß sich übergreifend und mit einiger Lust an der transversalen Lektüre etwas von jenen Querverstrebungen und Berührungspunkten bemerken läßt, die das Ferment des Fremden in seinen Wirkungen bestimmten. Die deutsche Literatur und Kultur des kolonialen Zeitalters als eine Geschichte des Fremden zu erkunden, dies verringert unweigerlich den Abstand zu ihr, läßt sie selbst weniger fremd erscheinen, macht sie durchlässiger für die Faszinationswerte der Gegenwart. So fern oder gar spurenlos die sog. Schutzgebiete in Deutsch-Südwest, in Kamerun, Ostafrika oder in der Südsee aus heutiger Perspektive wirken, so präsent und tagesaktuell erscheinen andererseits all jene Fragen, die mit der Inszenierung von Alterität, mit Rassismus und Interkulturalität zu tun haben. Die Anleitung unseres Interesses und erst recht unserer Arbeitsweise durch theoretische Anregungen der Gegenwart ist erheblich, solche der Writung-CultureDebatte und der postkolonialen Bewegung vor allem, aber auch durch Konzepte der Visualität, des Performativen und der Mediengeschichte, auch

wenn im einzelnen nur wenige direkte Verweise oder Aktualisierungen vorgenommen werden. Ein gewisser Anachronismus zwischen Methodik und Gegenstand war weder beabsichtigt noch unwillkommen, sondern schlichtweg unvermeidlich. Nur unter wechselnden, sich weiterentwickelnden Fragestellungen erfährt das Vergangene, nach Walter Benjamins prägnanter Wendung, ein immer wieder neues »Jetzt der Erkennbarkeit«.

⁵³»Der diachrone Text einer autonomen literaturgeschichte wird ersetzt durch den synchronen Text eines kulturellen Systems.« (Montrose 1995,263).

Am Abschluß einer längeren Arbeit, die allen Beteiligten erhebliche Mengen an Energie und Lebenszeit abverlangte, regen sich naturgemäß gemischte Empfindungen. Von den bewegten Diskussionen innerhalb einer über die Jahre hin sich aufeinander einspielenden Arbeitsgemeinschaft, ihren sachlichen Fortschritten und atmosphärischen Reizen, findet nur ein Bruchteil seinen Niederschlag im hier vorgelegten Resultat, und das ist für die Leserinnen und Leser des Bandes vermutlich auch gut so. Ans Ohr und Auge der geneigten Öffentlichkeit aber wollen wir an dieser Stelle zumindest jene rücken, deren Mithilfe zum Gelingen des Unternehmens sonst undokumentiert bliebe. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat unsere Untersuchungen zur Kulturgeschichte des Fremden über mehrere Jahre gefördert und dem Projekt damit institutionellen Rückhalt gegeben; für die Drucklegung gewährte sie einen Zuschuß, ohne den das Buch so nicht hätte realisiert werden können. Kollegen und Mitarbeiter an der Berliner Humboldt-Universität haben die oft exotisch anmutenden Umtriebe im Hause mit wohlwollendem Interesse begleitet, wertvolle Hinweise gegeben und Kontakte vermittelt. Das Institut für deutsche Literatur hat unser Projekt auch finanziell unterstützt; für den kommunikativen Zusammenhalt hat Sabine Imhof gesorgt; an den Quellenrecherchen und ihrer elektronischen Erfassung haben Stephan Besser, Oliver Simons, Kerstin Hilt und Sven Werkmeister mitgewirkt. Bei der Einrichtung von Bildteil und Register war Sven Werkmeister federführend, aus Konstanz unterstützt durch Carina Bock, Christina Müller, Stephanie Jochim, Walter Baumeister und Helena Schneeberg, last not least durch Ingeborg Moosmann. Nana Badenberg hat das gesamte Manuskript bis zur Drucklegung betreut. Ein besonderer Dank gilt den auswärtigen und internationalen Koautoren, Diskussionspartnern und Beratern, die uns im Laufe der Arbeit zu Hilfe kamen: Sibylle Benninghoff-Lühl (Paderborn), John Noyes (Toronto), Annette und Peter Horn (Kapstadt), David Simo (Yaunde), Russell Berman (Stanford), Rolf Parr (Bielefeld), Dietrich Harth (Heidelberg), Wolfgang Müller-Funk (Wien, Birmingham), Weijian Liu (Bayreuth, Berlin) und Thomas Schwarz (Taegu). Schließlich ist dem Metzler-Verlag und seinen Lektoren Ute Hechtfisher und Oliver Schütze zu danken für die Aufnahme und Betreuung des Bandes. Ein armseliges Gewerbe wäre die Literaturwissenschaft ohne die hartnäckige Liebe zum Buch, dem wahren Asyl für die Erfahrung des Fremden.

Quelle: Alexander Honoldl Klaus R. Scherpe (Hrsg.) Mit Deutschland um die Welt. Eine Kulturgeschichte des Fremden in der Kolonialzeit. Mit 149 Abbildungen. 2004 Verlag J. B. Metzler Stuttgart . Weimar.